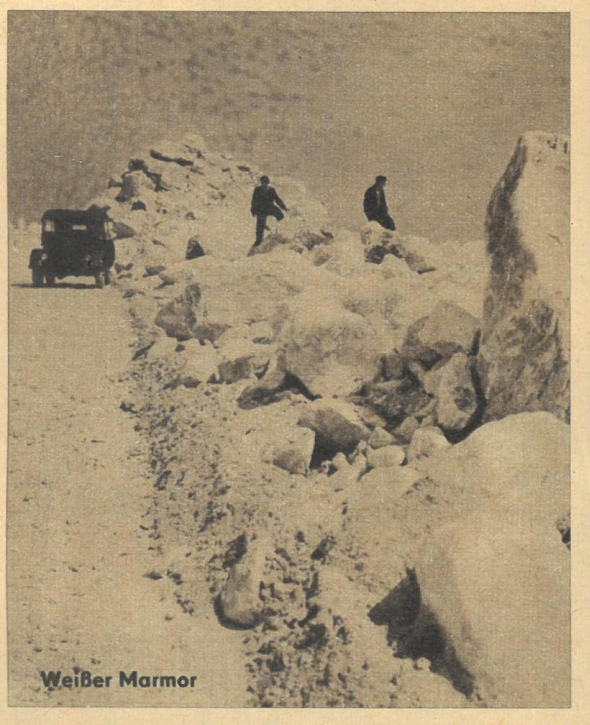
49
1. Dezemberheft 1964

ZB
ZEIT IM BILD

Perücke aus dem Schmelztiegel?

Lesen Sie dazu die Seiten 4/5

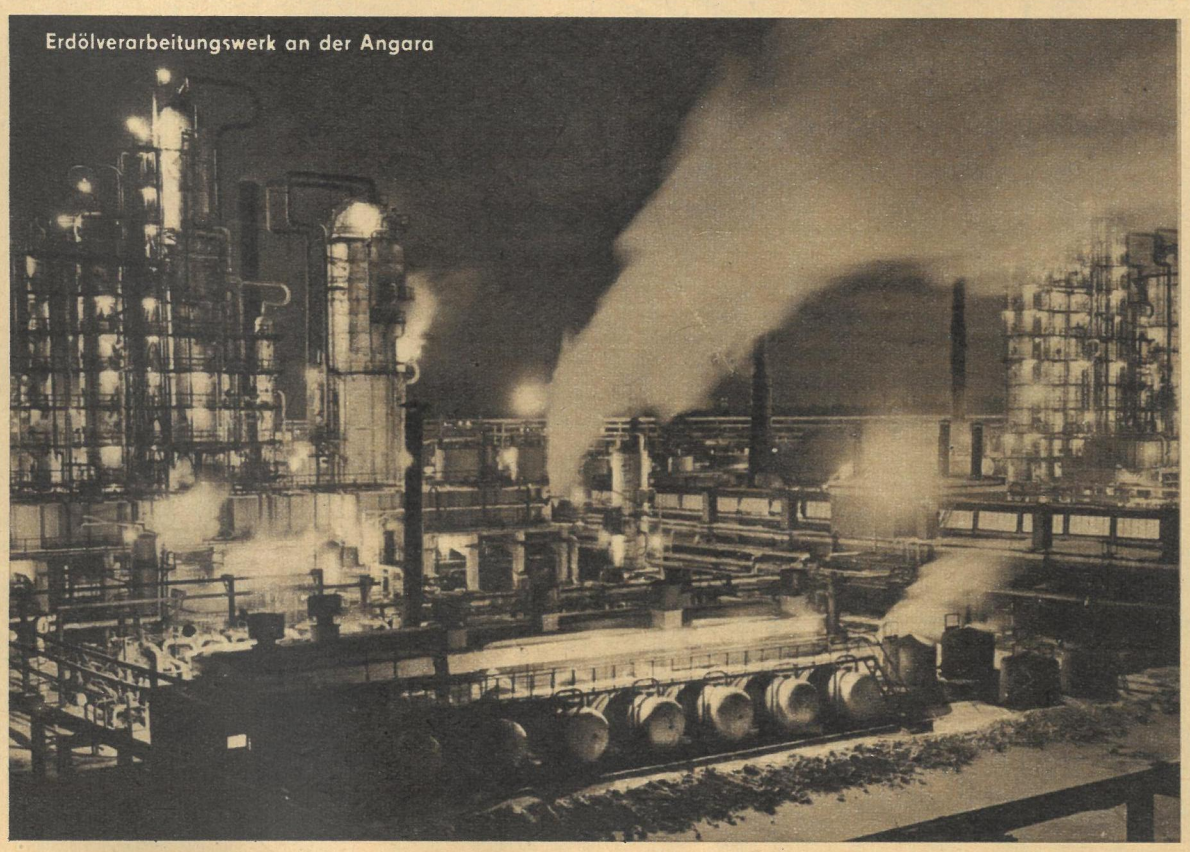
Fotos P. Friedemann



Weißer Marmor

Holzkai in Igarka

Notizen am Lagerfeuer



Erdölverarbeitungswerk an der Angara

Brief aus Sibirien
Von unserem Korrespondenten
Michail Kuchtarew

Bereits zwei Tage lebe ich im Lager der Geologen. Wir stehen früh morgens auf, frühstücken, nehmen unsere Rucksäcke mit den Werkzeugen und machen uns auf den Weg.

Unser geologischer Trupp wird in kleine Gruppen von zwei bis drei Personen eingeteilt. Die Erfahrenen gehen sogar allein. Wir wandern in die dichte, menschenleere Taiga, besteigen steile Kuppen.

Abends versammeln wir uns beim Lagerfeuer. Jeder Stein wird einzeln in Papier gewickelt und mit einer Aufschrift versehen. Manchmal entstehen dabei hitzige Debatten. Dann geht eines der Exemplare von einem Geologen zum anderen. Sie wiegen es in den Händen ab und untersuchen es mit einer Lupe.

Alle Muster der gefundenen Gesteine werden in Kisten verpackt und mit Hubschraubern in die Stadt befördert, um in wissenschaftlichen Instituten sorgfältig untersucht, analysiert und katalogisiert zu werden. Wer weiß, vielleicht wird bei einem kleinen, heute noch unbedeutenden Gebirgsbächlein, wo jetzt noch Bären und scheue Hirsche Alleinherrscher sind, einmal eine neue Stadt wachsen. Nicht wenige sind auf solche Weise in der letzten Zeit in Sibirien entstanden: Korschunicha, Markowo, Schelichowo, Sljudjanka . . .

Das Erdinnere ist hier reich an Gold, Silber, Eisenerz und Erdöl, an Rohstoffen für die Herstellung von Aluminium, an Marmor, Glimmer und Diamanten. Kohle und Erz werden hier gewöhnlich im Tagebau gewonnen.

Mein Begleiter, der Geologe Iwan Priwalow, zeigte mir einen Felsen, der steil zum Jenissei hinabsteigt. Wir rissen von einem seiner Vorsprünge ein Stück grünen Moosteppichs ab, und in der Sonne glitzerten uns weißlich-rosafarbene Kristalle entgegen: sehr seltener Marmor! Der gleiche schmückt manche Station der Moskauer Metro.

An diesem Abend saßen wir lange am Lagerfeuer. Wir hörten den Erzählungen Juri Dijews zu. Er ist einer der ersten, die die reichen Schätze Sibiriens entdeckten, über sechzig Jahre alt und Dekan an der Irkutsker Universität. Jeden Sommer fährt er mit seinen Studenten in die Taiga.

„Die Zeiten ändern sich", meint er. „Es hört sich wie ein Märchen an, da Millionen Tonnen Erz noch als Riesenvorräte galten. Heute werden davon Milliarden gebraucht . . ."

Und der Professor erzählt vom XXII. Parteitag der KPdSU, der dem Sowjetvolk die Aufgabe stellte, die riesigen Rohstoffvorräte Sibiriens zu erschließen, Betriebskomplexe der Schwerindustrie, vor allem Werke der Eisenmetall- und Buntmetallverhüttung zu schaffen, Wasser- und Wärmekraftwerke, Erdölraffinerien, Maschinenbau- und Chemiewerke zu errichten.

Geologen berechneten, daß sich vom Gesamtvorrat der sowjetischen Bodenschätze 80 Prozent der Steinkohle und 50 Prozent der Eisenerze in Sibirien befinden. Sibirien weist aber auch 70 Prozent des Waldreichtums der Sowjetunion auf, 80 Prozent Ackerland sowie reiche Erdölvorräte, die in den letzten Jahren entdeckt wurden.

Um aber diese Schätze in den Dienst des Menschen zu stellen, braucht man Strom: 90 Prozent aller Wasserenergievorräte der UdSSR sind hier konzentriert!

Die Irkutsker und Nowosibirsker Wasserkraftwerke sind bereits errichtet. Der Bau der Bratsker und Ust-Ilimsker Wasserkraftwerke geht seinem Ende zu. In vollem Gange ist die Errichtung des Krasnojarsker Energiegiganten, des Erstlings der Angara-Jenissei-Kaskade.

Das ist nur der Anfang. Allein an der Angara und am Jenissei werden in den nächsten Jahren zwölf Wasserkraftwerke entstehen. Nicht fern ist der Tag, da mächtige Dämme auch die Lena und andere sibirische Flüsse abriegeln.

Als wir unsere Zelte aufsuchten, war das Lager der Schürfer bereits in dunkle Nacht gehüllt. Mich fröstelte. Morgen werden wir wieder Taigakuppen besteigen.

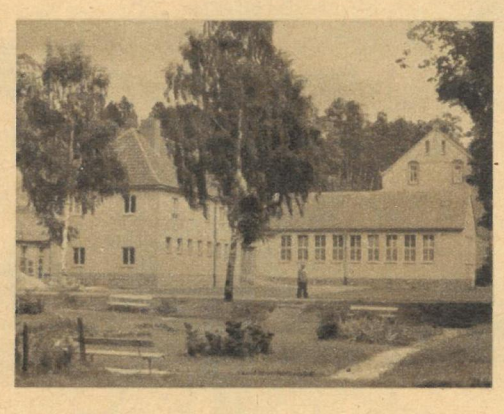
Fotos APN

Drei-Kontinente-Disput in Quedlinburg

Recht international geht es auf der Medizinischen Schule in Quedlinburg zu, 36 Mädchen aus dem Ausland studieren dort. Mary Pumulo aus Sambia, dem jüngsten Staat Afrikas, fachsimpelt hier mit ihren Mitschülerinnen Sachi aus Japan und Roswitha aus der DDR (Korrespondenten-Einsendung).

Erzgebirgler schufen im NAW prächtiges Bad

Die 1500 Einwohner der Grenzgemeinde Rechenberg-Bienenmühle können auf das im Nationalen Aufbauwerk Geschaffene stolz sein: In diesen Tagen wird das Wannen- und Brausebad, dem ein Lehrschwimmbecken angegliedert ist, in dem erzgebirgischen Luftkurort eingeweiht (Korrespondenten-Einsendung).



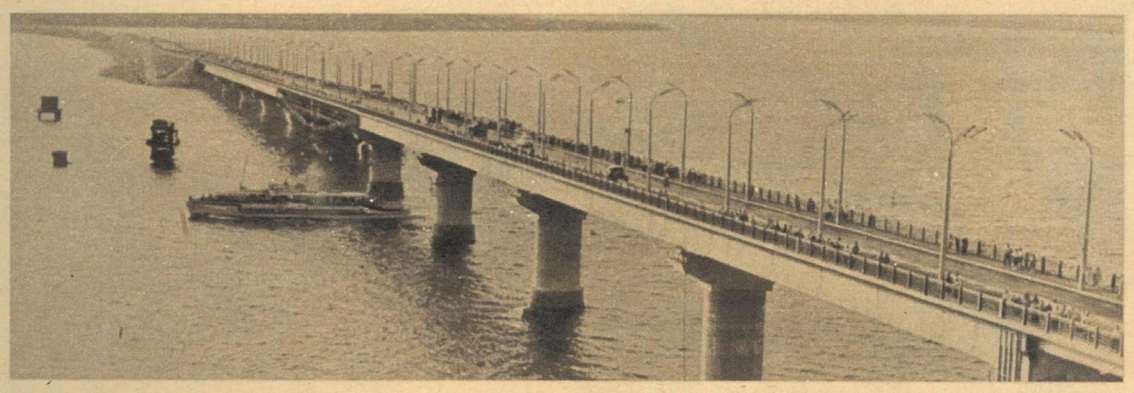
Schmuckes aus Budapest

Diese kunststoffgeflochtene Handtasche fand ebenso wie zahlreiche andere Modeschöpfungen auf einer Täschner-Ausstellung in Budapest viele Freunde.

Fotos: Zentralbild / TASS (2) / MTI / Kyodo-Tokio / Vermandele / Ringier-Zürich; Fotozirkel Rechenberg-Bienenmühle; Uwe Gerig

Von Frankreich bis Japan: Kampf gegen Atomdrohung

Verschiedene Schauplätze, ein Friedenswille: Das Bild oben zeigt eine Demonstration von 56 000 Japanern in Yokusuka gegen das Einlaufen der nuklearen US-Flotte, das Foto unten eine Versammlung gegen de Gaulles Atommachtpläne im südfranzösischen Bagnols-Sur-Geze mit Frau Langewin-Joliot, der Tochter des Physiker-Ehepaares Joliot-Curie.

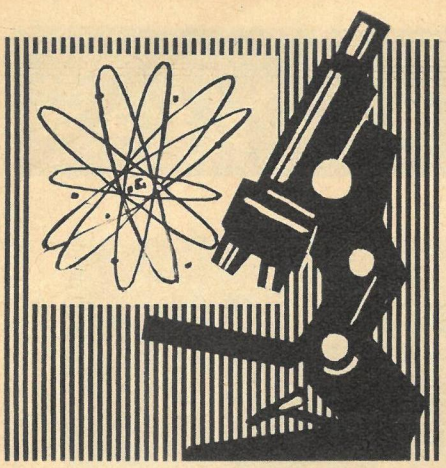


Neues vom nassen und „luftigen" Element

Aufnahmen von jungen Sprößlingen sowjetischer Konstrukteure und Monteure: Die nach dem senkkastenfreien Verfahren errichtete neue Brücke über den südlichen Bug in Nikolajewo und das von der Allunionsvereinigung Aviaexport ausländischen Interessenten vorgeführte Langstreckenflugzeug „IL 62". Es bietet 200 Passagieren Platz.

Marktreise mit Hindernissen

Ein Schweizer Ehepaar, das Gemüse auf den Markt zu Biel fahren wollte, hatte Glück im Unglück. Das Auto geriet in die Rinne zwischen Straße und Brücke, wurde aber auf halber Höhe festgehalten.



Etwa zwischen 11 und 14 Grad östlicher Länge von Greenwich, zwischen 55 und 50 Grad nördlicher Breite (DDR) findet die Wissenschaft in 1800 Instituten ihre Heimat. 100 000 Professoren, Doktoren, Diplomingenieure, Techniker und Laboranten analysieren, experimentieren, praktizieren, theoretisieren. Sie bearbeiten 15 000 Themen. „zb" recherchiert in neuer Serie Tendenzen der Institutsrichtungen. Sind sie zweckgebunden? Besteht Industrie-Zusammenhang? Wird nur Hobby-Forschung betrieben? Ist der von Spottlustigen kreierte Bitter-Slogan existent, daß Forschung und Entwicklung mit Feuerwehr und Ernte zu übersetzen sei? Die DDR ist fünftgrößter Industriestaat Europas. Bilden unsere Institute den wissenschaftlichen Brutofen für Halten und Ausbau dieser Wertigkeit? „zb"-Untersuchungen geben unter diesem Zeichen (links) Auskunft.

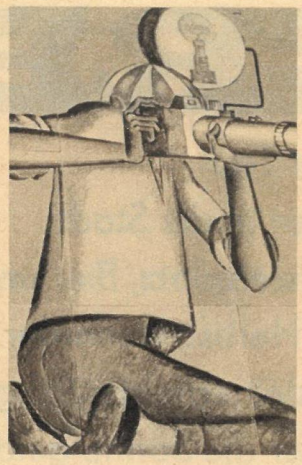
SCHERBEN BRINGEN DOCH GLÜCK!

Fast 5000 Jahre Menschheitsgeschichte liegen zwischen diesen Silikaterzeugnissen. Stein-, Beil- und Tonscherben stammen aus dem Neolithikum, die Glasseide von heute. Sie ist so fein gesponnen, daß man sie, um den bloßen Hals gelegt, als wollig empfindet.

Als Jungsteinzeitler vor 5000 Jahren (Neolithikum) Steine zu Beilen schlugen, waren sie sich der Tragweite ihres frühgeschichtlichen Tuns nicht bewußt. Sie hatten die Silikatbearbeitung entdeckt. Auch späteres Formen von Tonschalen bewies, daß Silikate in der Menschheitsgeschichte eine Früh-Rolle spielten. Außer natürlichen Silikaten, wie Feldspat, Ton, Talk, Quarz, viele Halb- und Ganzedelsteine sowie Glimmer, fand der Mensch künstliche: Glas, Porzellan, Schamotte, Zement, Keramik. Glas kennen wir seit 4000 Jahren, trotzdem war es eine Zufallsentdeckung, ähnlich dem Böttgerporzellan auf der Königsteinfestung. Damit wurde der empirische Charakter der Silikatgeschichte geboren. Man entdeckte etwas und formte und brannte nach jahrtausendealten Rezepturen. Dr. habil. Kühne, Direktor des Instituts für angewandte Silikatforschung, zum empirischen Dilemma: „80 bis 90 Prozent beträgt die Silikat-Aufbaubeteiligung an der Erdkruste. Unsere Aufgabe ist jetzt, aus Empirie Wissenschaft zu machen." Empirie-Blüten gingen so weit, daß Silikate zwar Baustoffe seit alters her auf der Erde sind, aber bis heute z. B. unbekannt blieb, welche Zusammenhänge zwischen Silikateigenschaften und den vielfältigen Verbindungsmöglichkeiten des Siliziums bestehen (Silizium und Sauerstoff sind Hauptbestandteile aller Silikate). Das Institut versucht in den Abteilungen Glas, Keramik und Feuerfest diese Probleme zu lösen. Neben gezielter Grundlagenforschung (von der Empirie zur Wissenschaft) forscht das Institut zweckgebunden, im „glasklaren" Industrie-Zusammenhang.

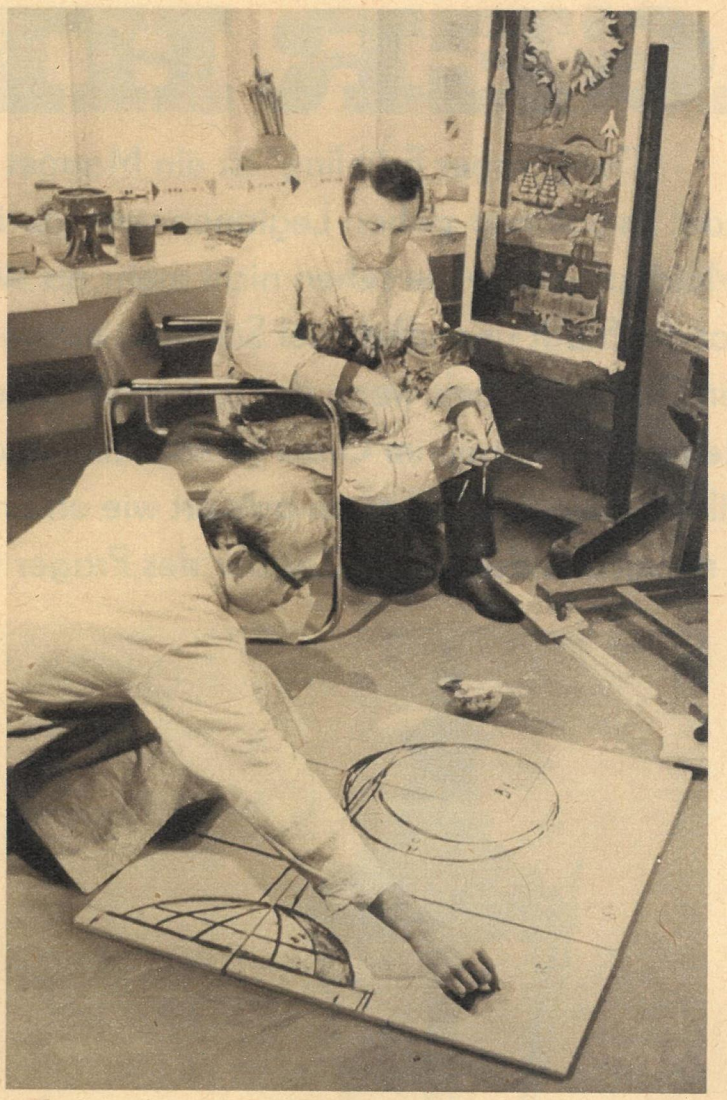
18 Nullen Glas

Übrigens, Glas besteht hauptsächlich aus Sand, Soda, Kalk und Aluminiumoxid. Darüber hinaus können Gläser mit speziellen Eigenschaften grundsätzlich andere Zusammensetzungen haben. Da gibt es optische Gläser, Biergläser, Laser-Gläser, Fenstergläser, feuerfeste Gläser und – Glasseide. Hergestellt aus einer Glasschmelze und durch Spinndrüsen gedrückt, ist sie so fein gesponnen, daß es das stofferfahrene Titelbild-Mannequin Heidi nicht für möglich hielt, daß es sich um ein Glas-



Die Künstler Dieter Gantz und Rolf Schubert bei der Kachelgestaltung. Im Hintergrund der Entwurf für das Außenwandbild der Oberschule in der Berliner Hans-Loch-Straße. Nachdem Sinterkacheln bemalt sind, bleiben die Farben zunächst blind; sie treten erst nach nochmaligem Brennen in Erscheinung.

Reportage: Richard Peter jr. (Bild), Wolfgang Winkler (Text)



Ingenieur Röder (weißer Mantel) vor einem im Institut gebauten Brennofen für Sinterkachelherstellung. Gegenwärtig laufen Verhandlungen, um das Verfahren in die Industrie zu überführen, damit die Großproduktion gewährleistet ist. Mit Sinterkacheln wurde ein neuer Verkleidungsbaustoff gefunden, der Keramik in vielen Fällen überlegen ist.

produkt handelt. Vom Gleißen und Glitzern des Glases verführt, mogelte der Fotograf und benutzte Glasseide als Perückenprovisorium. Dem ist in der Praxis nicht so. Glasseide wird unter anderem in der Textilindustrie verwandt oder zur Einbettung in Kunststoffe, um deren Festigkeit zu erhöhen. Mehr als 60 Elemente könnten in mehr als einer Trillion Varianten (eine Trillion gleich 1 000 000 000 000 000 000) im Glas kombiniert werden, wenn man eine Konzentrationsvariation einbezieht. Glas überall, Glas über alles.

Aus Fehlern eine Tugend

Doch Glas bricht, verwandelt sich in Scherben (Bild Seite 4), die dank intensiver institutseigener Gehirntätigkeit trotzdem Glück bringen. Bruchglas ist ziemlich unverwertbar, da jede Hütte nach eigener Rezeptur verfährt, die sich aus vorhandenen Rohstoffen und Glasverwendungszweck erklärt. Deshalb kann jede Hütte meist nur eigene Scherben einschmelzen. Bruchglas fällt in großen Mengen an. Allein in Berlin werden täglich 50 Tonnen auf Halde gekippt. Institutsingenieur Röder fand die Lösung. Er zerkleinerte und vermischte Bruchglas mit geeigneten Füllstoffen zu Glasmehl. In Kachelform gebracht, wurde das Gemenge gesintert. Unter Sintern versteht man, feinkörnige Stoffe so weit zu erhitzen, daß sie an ihren Berührungsstellen zusammenbakken. Auf diese Art erhielt das Institut Glaskacheln, die durch Verwendung nicht nur weißer Bruchgläser auch farbig gestaltet werden können. Selbst künstlerische Weiterbearbeitung in Form von Bemalung ist möglich.

Kunst und Wissenschaft

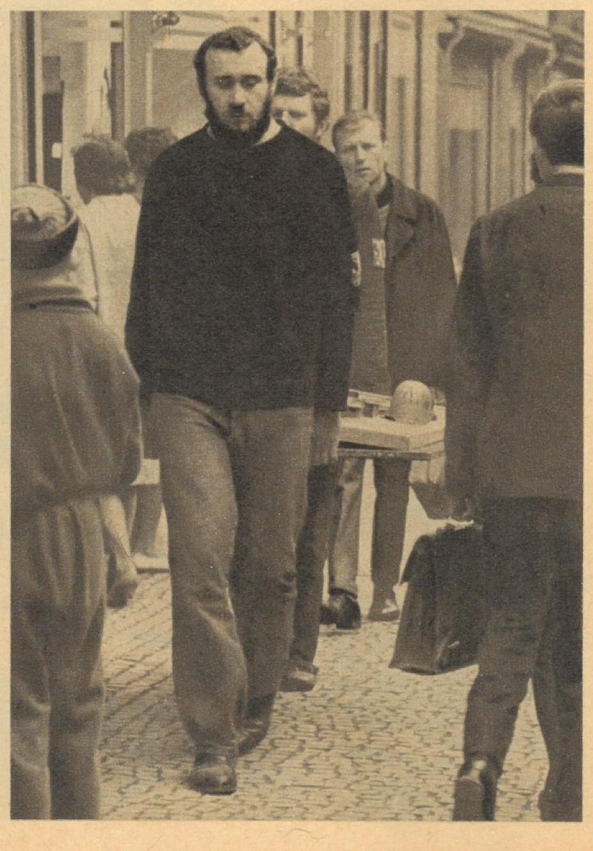
Glasfarben, aus farbigem Glaspulver gewonnen und mit einem Bindemittel streichfähig gemacht, werden auf Sinterkacheln aufgebracht. Auf diese Art gestalteten die Otto-Nagel-Schüler Gantz, Schubert und Knebel eine Außenwand der 9. Polytechnischen Oberschule in Berlin sowie eine Wandmalerei in Berlin-Treptow. Dieter Gantz: „500 Experimente waren nötig, um 80 brauchbare Farbtöne zu entwickeln." Da Sinterkacheln gasdurchlässig sind, also atmen, können sie vom Mauerwerk nicht abfrieren. Entsprechende DAMW-Versuche brachten die Anerkennung. Sinterkacheln werden bei zweckentsprechendem Einsatz im Bauwesen Keramikkacheln den Rang ablaufen, da diese unporös sind und oft abplatzen. Selbstverständlich kann die Röder-Kachel auf Wunsch die Luft anhalten. Man schmilzt einfach eine dünne Glasscheibe über die Oberfläche. Die Herstellung der Sinterkacheln bringt eine beträchtliche Energieeinsparung. Keramik mußte zweimal bei 1100 Grad Celsius gebrannt werden, Sinter einmal bei 750 Grad Celsius. Einsparungsverhältnis alles in allem: 1 zu 5. Hinzu kam, daß die Keramikausbeute auf Grund von Fehlfarben und -verformungen bei 60 Prozent lag, die der Sinterkacheln liegt bei 95 Prozent. Keramik kann ihren eigenen Bruch nicht selbst aufarbeiten. Wieder Vorteil für die gesinterten. Sinterkacheln sind abwaschbar. So brachten Scherben dem Institut für angewandte Silikatforschung Glück. Zielgerichtete Grundlagenforschung, erzeugnisgebundene Industrieuntersuchungen sind Voraussetzung. Der nächste Beitrag berichtet von Glasarten, die so dünn sind, daß man sie fast nicht mehr sieht, aber gerade deshalb braucht.

PRAGER HERBST

Der „Prager Frühling" ist ein Magnet für Tausende; im Sommer ziehen Legionen von Touristen in die Stadt an der Moldau – und viele sehen nicht mehr als Wenzelsplatz, Bier und Hradschin. Dabei hat die Stadt unendlich viel Schönes, auch im Herbst, wenn der Wind welkes Laub durch die verwinkelten Gassen wirbelt, wenn der ziehende Nebel steinerne Heilige gespenstig-lebendig erscheinen läßt, die hundert Türme im Grau verschwimmen oder die Sonne goldene Fäden zwischen ihnen spinnt. Das Leben pulsiert wie eh und je – doch gleich daneben nimmt uns der ganze Zauber des Prager Herbstes gefangen.

„Bei dem Wetter ist das Zipperlein wie wild."

Die Kunst zieht um zum warmen Ofen.



Sensation für DDR-Touristen: Licht und Leben auf dem nächtlichen Wenzelsplatz.

In Prag waren Eberhard Buschmann (Bild) und Heinz Becker (Text)

Ob die Fische noch beißen?

„Großvater" wartet auf „Grün".

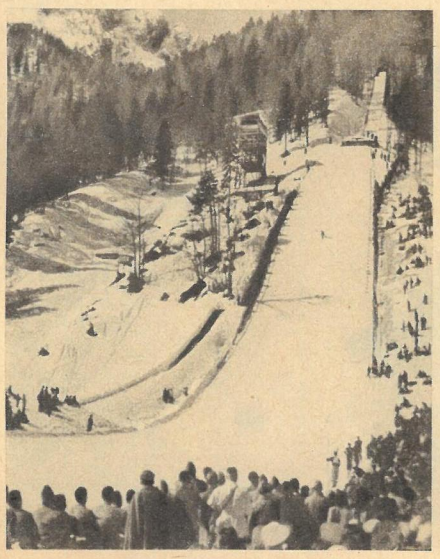
Abend über der Kleinseite.

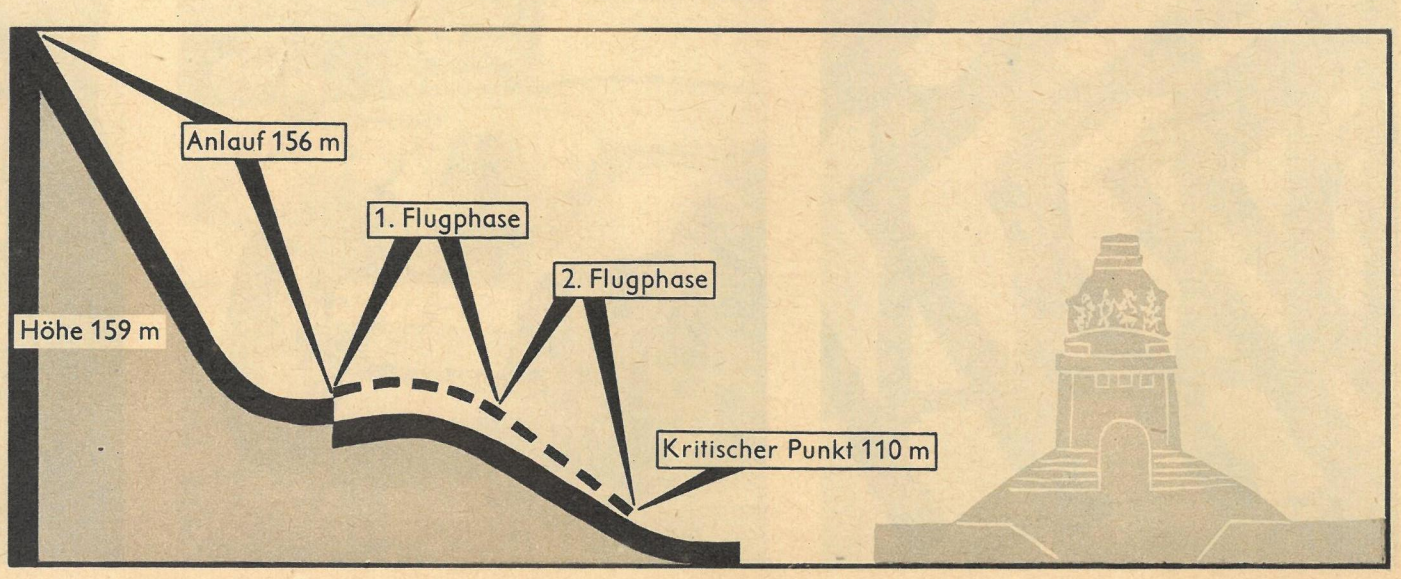
Dr. Ing. Gerhard Hochmuth

Schall-mauer für Skiflieger?

Vor über 80 Jahren ließ der damalige Schusterjunge Torjus Hemmesweidt in Norwegen mit einem 20-Meter-Skisprung aufhorchen. Eine neue Sportart war geboren, und Europa machte sich 1896 mit dem kühnen Schauspiel in den Lüften bekannt.

**So sieht das Schanzenprofil der ältesten Flugschanze aus.
Der Anlaufturm in Planica erhebt sich 159 Meter über den Auslauf.
Am Kulm, wo der größte Naturbakken steht,
ist der Anlaufturm 172 Meter hoch, und bei einem 130-Meter-Sprung beträgt
die senkrechte Fallhöhe 70 bis 75 Meter.
Die Schanze in Oberstdorf mißt 178 Meter.**





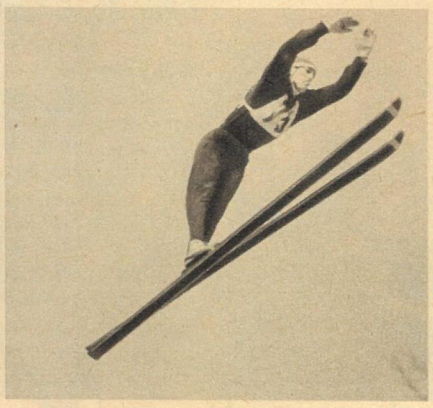
Immer höher wurden die Schanzen, immer weiter die Sprünge. Man schrieb den 16. März 1936, als der Österreicher Sepp Bradl auf der Riesenschanze in Planica (Jugoslawien) mit 101 Meter die Traumgrenze der Skispringer durchstieß und damit die Tür zum Skifliegen öffnete. Obwohl der Weltmeister von 1929 Sigmund Ruud die Flugschanze als einen „unmenschlichen Abgrund" bezeichnete, packte die besten Skipiloten nicht das Gruseln. Mit ihren Ikarus-Flügen gleichenden Sprüngen setzten sie mit 135, 139 Metern neue Maßstäbe. Es schien, als hätte Peter Lesser am Kulm in Österreich mit 141 Metern die Grenze erreicht. Aber in diesem Jahr flog der Italiener Nino Zandanell 144 Meter weit. War dies die Grenze? Was heißt eigentlich Skifliegen?

Alle Sprünge, die heute auf Schanzen mit einem kritischen Punkt von über 95 Metern durchgeführt werden, bezeichnet man als Skifliegen, und der Schweizer Skiexperte Dr. Reinhard Straumann schrieb dazu folgendes: „Bei den großen Geschwindigkeiten und Flugweiten mit verhältnismäßig langer Flugdauer (drei bis fünf Sekunden) hat der Springer die Möglichkeit, sich sportlich neuartig zu betätigen und zu entwickeln. Er wird lernen, mit der Luft als tragendes Medium zu spielen, statt wie früher mit ihr zu kämpfen."

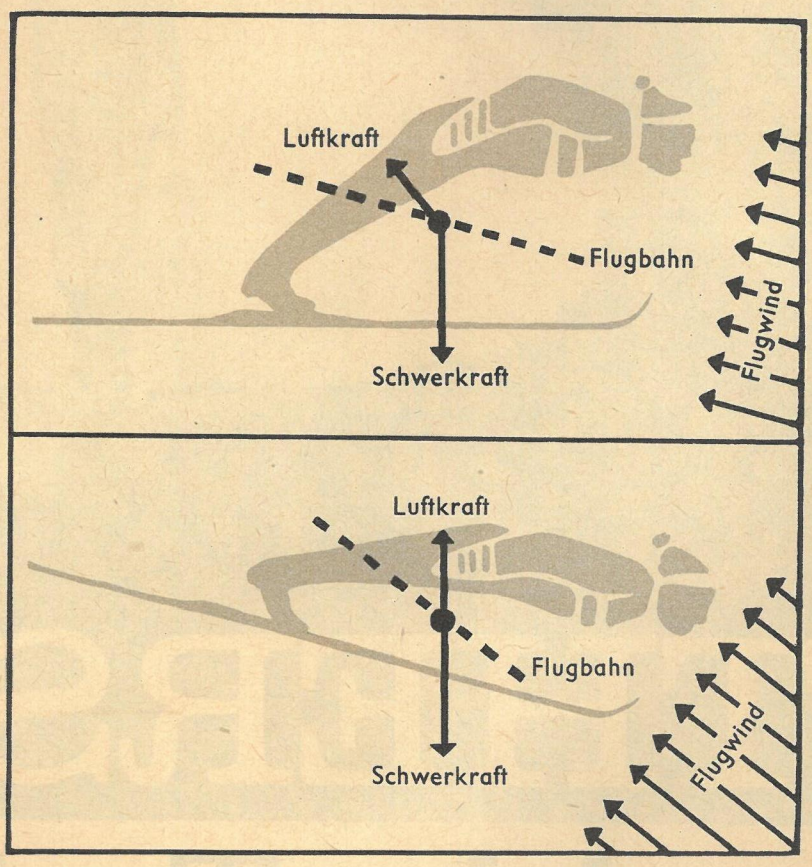
Der Springer vollführt aber nicht einen Flug, den er willkürlich steuern kann. Er bewegt sich vielmehr auf einer ballistischen Flugbahn. Sie wird im wesentlichen durch zwei Anfangsbedingungen festgelegt, die Abfluggeschwindigkeit und den Abflugwinkel. Außerdem ist die Weite vom Profil der Sprunganlage abhängig. Beim Fliegen steht das Verhalten während der Luftfahrt im Vordergrund. Der Skiflieger versucht, mit seinem Körper und den Skiern günstige aerodynamische Bedingungen zu schaffen, um der Schwerkraft möglichst lange zu widerstehen, das heißt, eine möglichst gestreckte Flugbahn zu verwirklichen. Auf den Mammutschanzen – am Kulm in Österreich, im Tal von Planica, in Westdeutschland und neuerdings auch in Norwegen – sind Abfluggeschwindigkeiten gemessen worden, die etwa 20 Prozent höher liegen als die auf einer 90-Meter-Anlage. Dadurch wird die Landegeschwindigkeit sehr groß und die Landung schwieriger, da sich der Landedruck erhöht. Aber dies ist nicht das Hauptproblem, denn durch einen kleinen Landewinkel können die Druckspitzen wesentlich verringert werden. Peter Lesser demonstrierte das bei seinem 141-Meter-Sprung am Kulm. Sein Landewinkel war sehr klein, und sein Aufsetzen sanfter als bei manchem 70-Meter-Sprung auf der Thüringen-Schanze in Oberhof.

Die Schwierigkeit besteht im Beherrschen der sehr hohen Geschwindigkeit. Mit 114 Kilometern in der Stunde rast zum Beispiel der Springer am Kulm auf den Schanzentisch zu, und das Erfassen des Zeitpunktes für den richtigen Absprung wird komplizierter. Als Anhaltspunkt für eine Schätzung, welche Geschwindigkeiten beherrscht werden können, sollen Rekordversuche alpiner Rennläufer dienen. Auf einer 60 Grad geneigten Teststrecke wurden in den italienischen Alpen 160 Kilometer in der Stunde und mehr erreicht. Nach diesen Messungen könnte eine Abfluggeschwindigkeit von 50 Metern in der Sekunde, das entspricht 180 Kilometer in der Stunde, als Maximum angenommen werden. Heute bereits muß mit 35 m/s, das sind 126 km/h, beim Skifliegen in der zweiten Flughälfte gerechnet werden. Die Gefahren der überhohen Geschwindigkeiten sind sehr groß. Deshalb stehe ich hinter der Auffassung des Internationalen Skiverbandes, nur Anlagen bis zu einem kritischen Punkt von 130 Metern zuzulassen. Die Frage, ob die Piloten der Lüfte 150 Meter weit und mehr springen können, ist ohne weiteres zu bejahen. Doch dabei muß man sich fragen: Wem nützt das noch? Wer will dies verantworten? Und erhöht sich dadurch wirklich der sportliche Wert?

Fotos: Manfred Dressel
Zeichnungen: Dietmar Hofmann



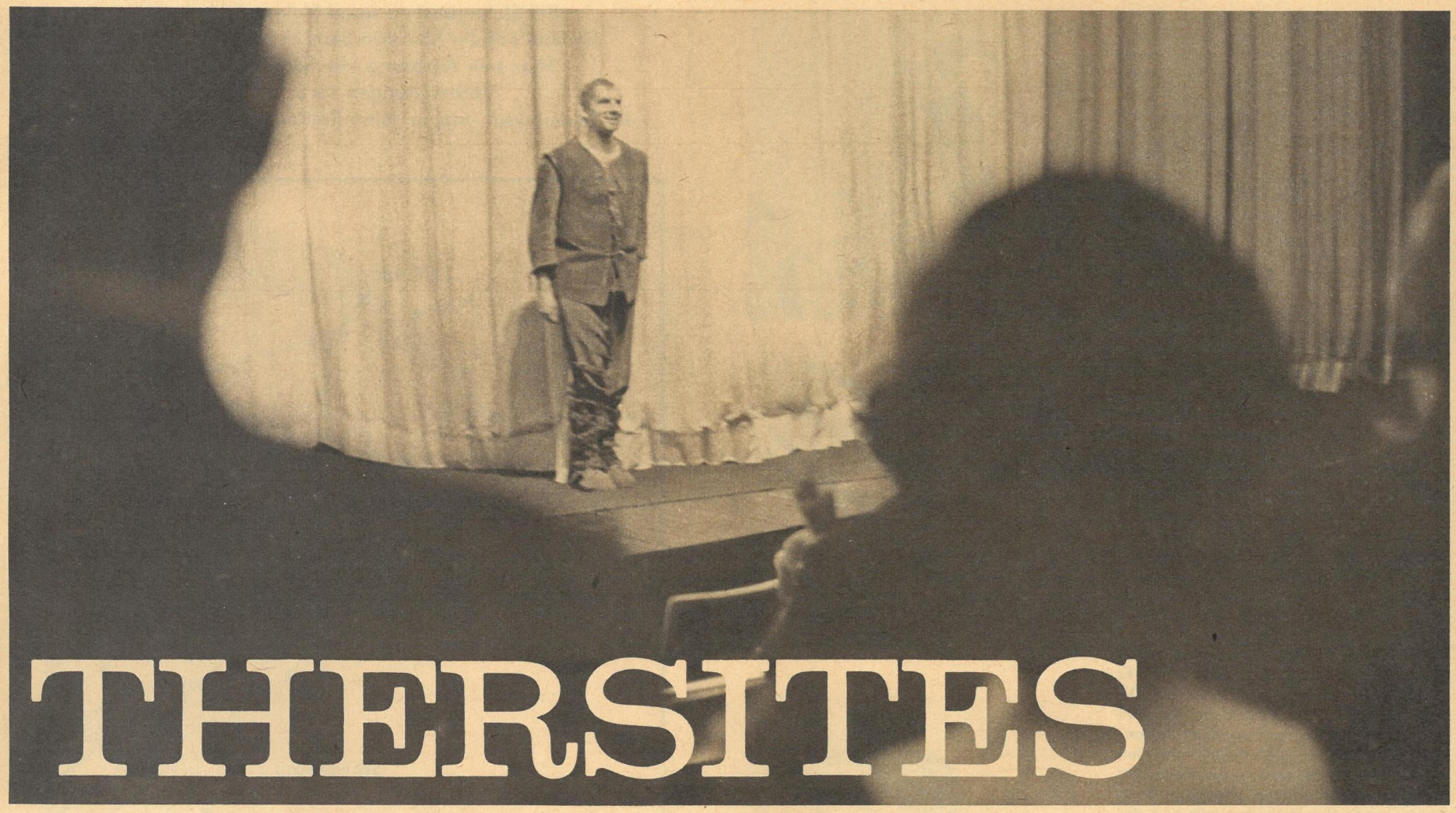
Bei Skiflugwochen stand Helmut Recknagel fünfmal auf der höchsten Stufe des Siegerpodestes. Hier sein Absprung, die Luftfahrt und die Vorbereitungen zur Landung. Im Telemarkstil setzt er seine Bretter weich und sanft auf.



Die Abbildung zeigt den ersten und zweiten Flugabschnitt. Am Anfang (obere Hälfte) ist die Vorlage noch gering. Die Luftkraft ist ungünstig und bremst mehr die horizontale Vorwärtsbewegung, als sie der Schwerkraft entgegenwirkt. Im zweiten Abschnitt, wo die Vorlage größer ist, zeigt die Luftkraft fast senkrecht nach oben und wirkt der Erdanziehung entgegen. Bei guter Körperhaltung und Skiführung kann die Luftkraft sogar nach vorn gerichtet sein und beschleunigt so die Vorwärtsbewegung.

Die Entwicklung des Weltrekords

1897	Torjus Hemmesweidt (Norw.)	23,0 m	Holmenkollen
1900	Olaf Tandberg (Norw.)	35,5 m	Solberg
1902	Nils Gjestvang (Norw.)	41,0 m	Gustavhügel
1915	Amble Amundsen (Norw.)	54,0 m	Vikkolbakken
1916	Arne Omtvedt (Norw.)	58,0 m	Steamboat Springs
1917	Anders Haugen (Norw.)	61,5 m	Steamboat Springs
1918	Anders Haugen (Norw.)	65,0 m	Steamboat Springs
1926	Dagfinn Carlsen (Norw.)	65,0 m	Pontresina
1926	Tullin Thams (Norw.)	70,0 m	Fluhberg
1927	Tullin Thams (Norw.)	71,5 m	Fluhberg
1927	Sigmund Ruud (Norw.)	72,0 m	Fluhberg
1927	Bruno Trojani (Schw.)	72,0 m	Pontresina
1928	Reto Badrutt (Schw.)	75,0 m	Pontresina
1931	Sigmund Ruud (Norw.)	81,5 m	Davos
1932	Sigmund Ruud (Norw.)	86,0 m	Villars
1934	Birger Ruud (Norw.)	92,0 m	Planica
1935	Reidar Andersen (Norw.)	99,0 m	Planica
1935	Fritz Kainersdörfer (Schw.)	99,5 m	Ponte di Legno
1936	Sepp Bradl (Österreich)	101,0 m	Planica
1938	Sepp Bradl (Österreich)	107,0 m	Planica
1941	Rudi Gehring (Deutschl.)	118,0 m	Planica
1948	Fritz Tschannen (Schw.)	120,0 m	Planica
1950	Dan Netzell (Schw.)	135,0 m	Oberstdorf
1951	Tauno Luiro (Finnl.)	139,0 m	Oberstdorf
1961	Jozef Slibar (Jugosl.)	141,0 m	Oberstdorf
1962	Peter Lesser (DDR)	141,0 m	Kulm
1964	Nino Zandanell (Italien)	144,0 m	Oberstdorf



THERSITES

und das Trojanische Pferd

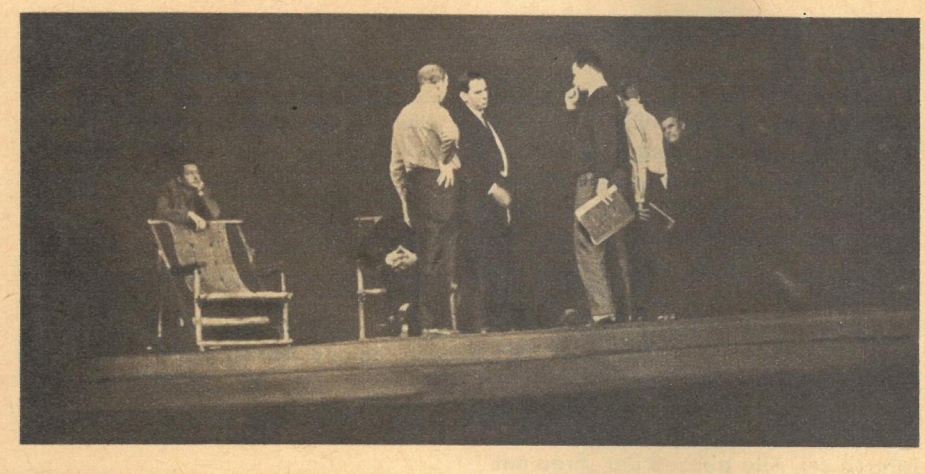
Ein Herr Ringelband von Mannheims „Abendpost" entlockte seinem Kugelschreiber eine sinnige Überschrift und heftig tadelnde Sätze. Nach „Dresdner Agitation mit Shakespeare" folgte eine kleine Weile dummes Zeug und dann die Quintessenz daraus: „Man lasse die Politik aus dem Spiel. Auch bearbeitete Klassiker schmuggle man nicht als trojanisches Pferd ein." Aus dem sprichwörtlichen Holzpferd stiegen einstmals vor Troja finstere Griechen und meuchelten arglistig getäuschte Gegner. Auf ähnlich unfeine Art, meint Herr Ringelband, attackierten Dresdens Schauspieler in „Troilus und Cressida" bundesdeutsche Theaterbesucher. Bevor der Vorhang fiel, ging beispielsweise der richtende Spötter Thersites auch in Mannheim ganz nahe an den Rand der Bühne und sprach – mit Shakespeare – direkt zum Publikum: „Krieg und Unzucht! Sollen die immer in Mode bleiben? Krieg und Unzucht! Daß doch ein feuriger Teufel sie holte!" Das Interessante, einzig erwähnenswerte und fast schon politische an Ringelband: Er stand einsam und allein im finsteren Wald begeistert klatschender Zuschauer . . .

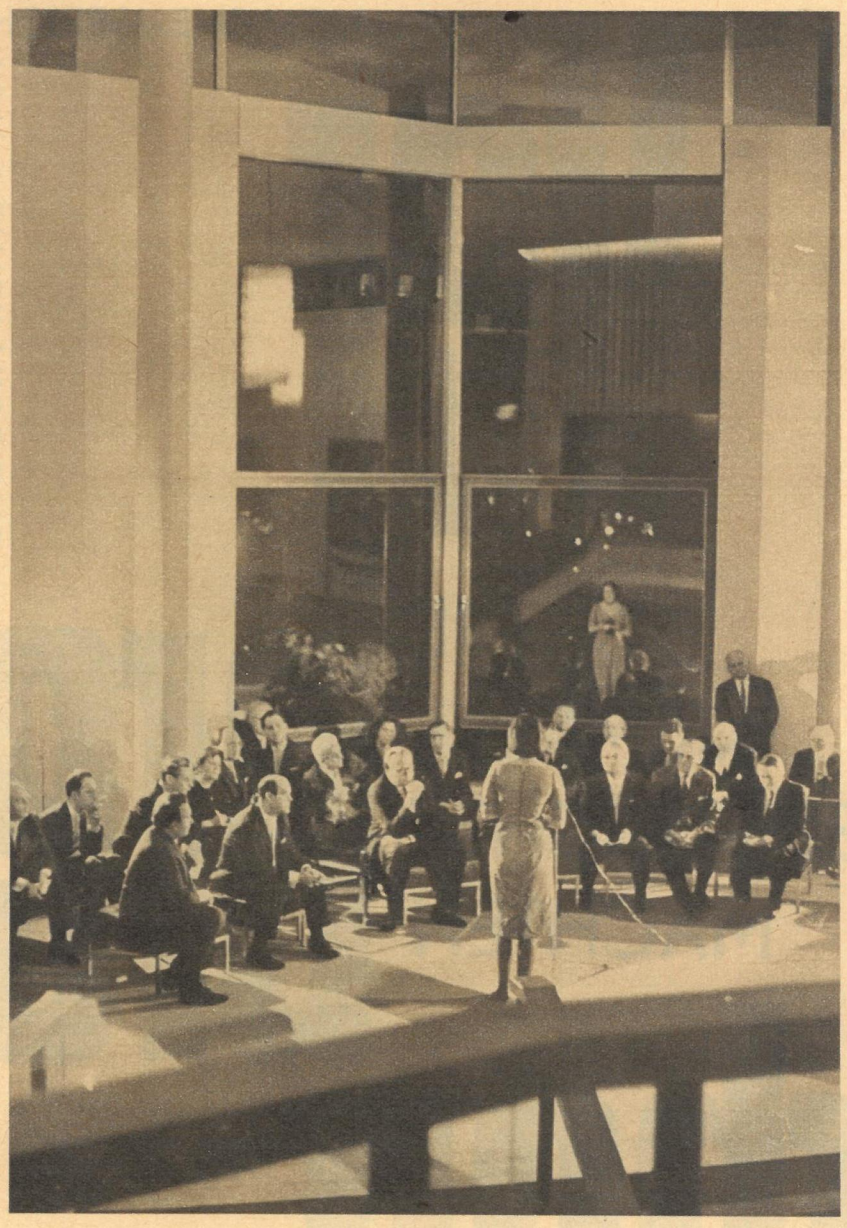
Mit „man" und „Pferd" (nach Ringelband, sonst: mit Ensemble und Stück) fuhr ich zwölf Tage durch die Bundesrepublik. Auf zehn Bühnen spielten die Dresdner Schauspieler in dieser Zeit Shakespeares selten inszenierte blutige Komödie „Troilus und Cressida". Regisseur Hannes Fischer und Mitbearbeiter Klaus Krampe hatten in ihrer Aufführung humanistische Anti-Kriegs-Tendenzen hervorgehoben. „Aktualität ohne falsche Aktualisierung!" so urteilten westdeutsche Theaterfachleute. Die Zuschauer von Ansbach bis Köln bestanden jeden Abend einen etwas hinterlistigen Vergleich mit Dresden. Gefragt war: „Applaudieren wir noch gemeinsam?" Die deutliche Antwort überraschte selbst Optimisten unter den Schauspielern. Genau wie in Dresden rauschte der Beifall auf, wenn beispielsweise die beiden Diener aus feindlichen Lagern mitten in der Schlacht das Brot miteinander teilten. In solchen Augenblicken sprachen Schauspieler und Zuschauer in klarer unverschlüsselter Sprache zueinander . . .

Zehnmal feierte das Publikum die Schauspieler – und zehnmal feierten die Schauspieler selbst. Nach jedem Gastspiel begann kurz vor Mitternacht ein offizieller Empfang. In Mannheim, in Ringelbands Heimat, sprach der gerade wiedergewählte Oberbürgermeister Dr. Reschke zu seinen Gästen: „Nehmen Sie die herzlichsten Wünsche für das Wohlergehen Ihrer Stadt mit. Sie werden bei uns immer willkommen sein. Grüßen Sie bitte meinen

Bitte weiter auf Seite 17

Horst Schulze verglichen westdeutsche Theaterkritiker mit dem jungen Gründgens. Beifall für „Thersites" (ganz links) und seine Schlußsätze gegen den Krieg.





Mit zwei Fassungen von „Troilus und Cressida" fuhr das Dresdner Staatsschauspiel auf Tournee. Je eine für die drei großen und die sieben kleinen Bühnen. Techniker und Schauspieler mußten sich jeden Tag auf neue, unbekannte Verhältnisse einstellen. Der westdeutsche Partner unserer Künstleragentur, Herr Dickers aus Düsseldorf, verdiente sich hohe Komplimente für gute Organisation der anstrengenden Gastspielreise.

Text und Fotos: Günter Blutke

Pressekonferenz im neuerbauten Schauspielhaus Stuttgart. Jochen Schmidt vom „Mittag" schrieb: „Ich sah in dieser Saison auf keiner Bühne an Rhein und Ruhr eine insgesamt stärkere Inszenierung. Sie war ausgefeilt bis ins letzte . . ."

Hellmut Straßburger spielte an den zwei letzten Abenden den „Thersites". Anders als Horst Schulze – aber ebenso eindrucksvoll. Kritiker lobten einmütig die hervorragenden Leistungen aller Schauspieler (links: Rolf Hoppe und Joachim Zschocke).

Das Schauspielhaus Köln (links) füllte sich bis zum letzten Platz. Hohe Eintrittspreise (4,60 bis 25,60 DM) hielt viele zunächst zurück. Mit Beifallsstürmen bedankte sich das Publikum beim ganzen Ensemble (rechts).

TATSACHENBERICHT

Verbrechen

DIE KRIMINAL-GESCHICHTE MACHTEN

VON GÜNTER PRODÖHL

11

Die Briefmörderin

Im Falle des Giftmordes an dem sechzehnjährigen Oberschüler Tilmann Zweyer in Berlin-Zehlendorf wurde im Januar 1957 ein Ermittlungsverfahren gegen die Apothekerin Stefanie Burgmann eingeleitet. Obwohl bis zu diesem Zeitpunkt gegen sie nur der Verdacht vorlag, eine Anzahl Westberliner Bürger in anonymen Briefen auf häßliche Weise beleidigt und verleumdet zu haben, ließen die Zeitungen keinen Zweifel daran, daß die Apothekerin auch die Mörderin des Jungen sei. Alle trauten der „Frau mit dem Eulengesicht", wie die berüchtigte Ullstein-„BZ" sie nannte, den Mord zu. Welche Folgen diese Berichterstattung hatte, zeigte sich wenig später bei der sensationellen Aussage des BEWAG-Monteurs Paul Kraatz. Allerdings mußte seine Behauptung, er habe wenige Tage vor dem Mordanschlag während einer Reparatur in der Küche der Burgmannschen Wohnung „Rheinische Krüstchen" und daneben eine Injektionsspritze gesehen, bald danach für irrig erklärt werden, da zur fraglichen Zeit die von ihm bezeichnete Wohnung gar nicht mehr von der Apothekerin bewohnt war.

Sie war schon Anfang Oktober eine Etage tiefer gezogen, hat die Staatsanwaltschaft bei genauer Überprüfung der Aussage des BEWAG-Monteurs festgestellt. Der Irrtum war entstanden, weil in den BEWAG-Akten immer noch Frau Burgmann als Inhaberin der im zweiten Stock gelegenen Wohnung verzeichnet war. Die neue Mieterin der ehemaligen Burgmann-Wohnung hat inzwischen bestätigt, daß der Monteur bei ihr den Zähler ausgewechselt hatte und nicht bei Frau Burgmann. Sie bestritt energisch, selbst Rheinische Krüstchen gebacken oder jemals im Leben eine Injektionsspritze in Händen gehabt zu haben. Die Staatsanwaltschaft nimmt an, daß sich der BEWAG-Monteur nach den vielen turbulenten Zeitungsberichten mit seiner Aussage nur wichtig tun wollte.

Blieben die im Garderobenschrank der Apotheke gefundene Injektionsspritze mit dem Rest E-605 im Zylinder und die Quittung über den Kauf der Ampulle E-605 als Beweismittel für den Mordverdacht übrig. Stefanie Burgmann war auch damit nicht zu einem Geständnis zu kriegen. Sie erklärte vielmehr, sie habe das Pflanzenschutzmittel wie jeder andere Käufer nur erworben, um damit die Bäume ihres Obstgartens zu besprühen. Und mit der Injektionsspritze habe sie lediglich aus der Ampulle eine Probemenge E-605 entnommen, um den Zähigkeitsgrad des Mittels zu prüfen. Schließlich mußte sie ja feststellen, wie weit sich das konzentrierte Präparat verdünnen und rationell anwenden ließe.

Das mag nun sehr wie eine raffinierte Ausrede klingen, aber Kriminalkommissar Prabell war jedenfalls nicht in der Lage, ihr diese Behauptungen zu widerlegen. Außerdem stimmte es, daß Stefanie Burgmann mit ihrer Schwester einen kleinen Obstgarten besaß, dessen Bäume sie jedes Jahr mit einer E-605-Lösung bespritzt hatte. Nach dem Gesetz hätte der Haftbefehl gegen die Apothekerin wieder aufgehoben und sie auf freien Fuß gesetzt werden müssen. Um sich diese Blamage zu ersparen, wendete Prabell einen faulen, aber gesetzlich erlaubten Untersuchungstrick an. Er spielte sich als wahrer Gralshüter des Rechts auf und forderte, im Interesse der Beschuldigten müsse nun festgestellt werden, ob sich der Schriftsachverständige Professor Langenbruch, der ja behauptete und begründete, Stefanie Burgmann sei die Schreiberin der anonymen Briefe, in seinem Gutachten nicht womöglich geirrt habe. Er beantragte die Ausfertigung von nicht weniger als sechs neuen Gutachten, weil, wie ja schon der weltberühmte Fall des Majors Dreyfus gelehrt hatte, die Schriftuntersuchung eine noch immer angefochtene und umstrittene Wissenschaft sei. Sechs solcher Gutachten von entsprechenden Kapazitäten anfertigen lassen, das konnte Jahre dauern. Und während dieser ganzen Zeit müßte die Burgmann im Gefängnis bleiben, weil sie ja dringend verdächtig war, die anonymen Briefe geschrieben zu haben. Das war natürlich ein oberfauler Winkelzug der vielgepriesenen „freiheitlichen Gesetzlichkeit", aber er gelang Prabell, weil die Öffentlichkeit, aufgeputscht von den unzähligen Zeitungsberichten, ohnehin ihr Urteil über die Apothekerin gesprochen hatte und niemand mehr daran Anstoß nahm, daß die Burgmann möglicherweise unschuldig Monat um Monat im Untersuchungsgefängnis saß.

In dieser mit pausenlosen, sich immer wiederholenden Verhören angefüllten Zeit gelang Prabell dann doch noch der wichtigste Schachzug seines teuflischen Spiels. Immer wieder von ihm in die Enge getrieben, welcher Art ihre Beziehungen zu Dr. Zweyer waren, gab sie, um endlich Ruhe zu haben, dann doch zu, seit Jahren ein ehebrecherisches Verhältnis zu ihm unterhalten zu haben. Damit besaß Prabell das wichtigste Indiz schwarz auf weiß und eigenhändig unterschrieben. „Cui bono?" – Wem zum Nutzen war der Giftmord? Diese Frage nach dem Motiv des Verbrechens war nun zweifelsfrei und vor allem einleuchtend beantwortet. Glaubte jedenfalls der Kriminalkommissar Prabell.

„Prominententreff" in Moabit

Über ein Jahr nach dem Mord an Tilmann Zweyer, am 3. Februar 1958, begann vor dem Moabiter Schwurgericht der Prozeß gegen Stefanie Burgmann. Beweise für ihre Schuld gab es noch immer nicht. Die Anklage stützte sich ausschließlich auf Vermutungen, Kombinationen und vor allem auf ein halbes Hundert Leumundszeugen, die zwar über die eigentliche Tat kein Wort wußten, dafür aber bereit waren, der Angeklagten alles nur erdenklich Schlechte nachzureden. So wurde in den vierzehn Verhandlungstagen, die der Prozeß in Anspruch nahm, kaum über den tragischen Tod eines so sinnlos ums Leben gekommenen hoffnungsvollen Jungen gesprochen, dafür aber um so ausführlicher das zwielichtige Doppelleben des Dr. Zweyer und der Apothekerin Burgmann aufgerollt. Der Prozeß wurde mehr eine Abnormitätenschau der sogenannten besseren Gesellschaft denn eine ernsthafte Gerichtsverhandlung. Kein Wunder, daß dazu die Neugierigen in Scharen strömten.

Der Beginn der Verhandlung war für neun Uhr vormittags angesetzt. Um drei Uhr nachts schon stand bei bitterer Kälte eine lange Schlange Menschen vor dem Kriminalgericht, fast zehnmal soviel, wie im Schwurgerichtssaal Platz fanden. Um sieben Uhr fünfundvierzig erst öffnete sich die kleine Nebenpforte, hinter der eine Wendeltreppe zur Tür des im dritten Stock gelegenen Verhandlungssaales hinaufführte. Der Kampf um die einhundert Zuschauerplätze begann mit aller Erbitterung. Schuhe und Handtaschen gingen dabei verloren, Pelzmäntel wurden zerrissen und Fensterscheiben eingedrückt. Als an der Tür des Gerichtssaales längst das Schild „Wegen Überfüllung geschlossen" baumelte, reichte die Menschenschlange noch drei Stockwerke tief bis zum Parterre hinunter. Keiner wich vom hart erkämpften Platz, jeder blieb in der Hoffnung, wenigstens in den Verhandlungspausen einen Blick auf die Burgmann und den Zweyer werfen zu können.

Im Gerichtssaal hatte indessen eine Batterie Pressefotografen mit schußbereiten Kameras Stellung bezogen und wartete auf das Erscheinen der Burgmann wie auf den Auftritt irgendeines Filmstars. Die in normalen Prozessen meist nur zur Hälfte besetzte Pressetribüne drohte vor Überfüllung einzustürzen, so ungewöhnlich groß war der Andrang in- und ausländischer Reporter. Zusätzlich im Gerichtssaal aufgestellte Bänke waren für die Prominenz aus Justiz, Polizei und Rechtanwaltskammern reserviert. Wie bei einem amerikanischen Weltmeisterschaftskampf im Schwergewichtsboxen, wo sich die Garde berühmter Altmeister am Ring versammelt, um als Ehrengäste begrüßt zu werden, saßen auf den vorderen Bänken des Zuschauerraumes, offenbar von dem Saalwachtmeister eingeschmuggelt, einige mehr berüchtigte als berühmte Figuren aus der Moabiter Kriminalgeschichte. Frieda Bode zum Beispiel, die zweimal wegen Mordes zum Tode verurteilt und in einem dritten Revisionsverfahren aus Mangel an Beweisen freigesprochen worden war. Auch der rauschgiftsüchtige Frauenarzt Dr. Delonge fehlte nicht. Gegen ihn hatte Jahre vorher ebenfalls ein Moabiter Staatsanwalt die zweifache Todesstrafe beantragt, weil er die Leichen zweier Patientinnen, die ihm bei Abtreibungen unter dem Messer gestorben waren, zerstückelt und im Ofen verbrannt hatte. Am Ende war er mit ein paar Monaten Gefängnis wegen fahrlässiger Tötung davongekommen und von seinen unzähligen Verehrerinnen im Triumphzug aus dem Gebäude abgeholt worden. Ein dritter prominenter Angeklagter stand in traulichem Gespräch mit dem Generalstaatsanwalt Völz zusammen. Es war der Kriminalrat Hohberg. Sechs Jahre zuvor hatte er im gleichen Gerichtssaal selbst auf der Anklagebank gesessen, beschuldigt, die von zwei seiner Untergebenen mit einer Handvoll Gangster vorgenommene illegale Beschlagnahme von achtzehn Kilo Gold gedeckt zu haben. Aus Mangel an Beweisen war er damals freigesprochen und ein Jahr später vom Kriminaloberkommissar zum Kriminalrat befördert worden.

Alles in allem zwar kein würdiger, aber passender Rahmen für diesen ungewöhnlichen Prozeß.

Prototyp einer Mörderin

Den Vorsitz des Schwurgerichts führte der vierundvierzigjährige Landgerichtsdirektor Dr. Kurt Roland, ein farbloser, sachlicher Routine-Jurist, bei dem man den Eindruck nicht los wurde, er habe die dickleibige Prozeßakte nächtelang auswendig gelernt, so sicher beherrschte er jedes Detail des Falles aus dem Kopf. Ganz anders der Mann, der die Anklage vertrat und dem zweifellos die schwierigste, wenn auch populärste Rolle des Prozesses zugefallen war. Er mußte aus dem wahllos von der Mordkommission zusammengetragenen Gewirr von Klatsch, Halbwahrheiten, Vermutungen, Kombinationen und Tatsachen die lückenlose Indizienkette schmieden. Dieser knapp dreißigjährige Dr. Gerhard Völz war ein Mann, wie ihn sich jeder Filmregisseur für solch eine Rolle ausgesucht hätte. Zu seinem blonden, exakt gescheitelten Haar, zu seiner ganzen attraktiven Erscheinung paßte die schwarze Staatsanwaltsrobe wie maßgeschneidert. Von den sechs Geschworenen, die am Ende des Prozesses zu entscheiden hatten,

Über ein Jahr schon war die Apothekerin Stefanie Burgmann in Haft, als unter Vorsitz des Landgerichtsdirektors Dr. Roland (rechts oben) der Prozeß gegen sie begann. Noch gab es keine Beweise für ihre Schuld. Worauf stützte sich die Anklage? Wer schrieb die anonymen Briefe? Das Urteil der sechs Schriftsachverständigen (unten) drohte den Prozeß zu sprengen . . .

ob Stefanie Burgmann wegen Mordes zu lebenslänglichem Zuchthaus verurteilt oder freigesprochen würde, waren fünf Frauen im Alter zwischen zweiunddreißig und einundfünfzig Jahren. Zwei von ihnen waren Hausfrauen, zwei Verkäuferinnen und eine Lohnbuchhalterin. Der einzige Mann unter ihnen war ein achtunddreißigjähriger kaufmännischer Angestellter. Er wirkte angesichts der weiblichen Übermacht bedeutungslos, und man traute ihm nicht zu, daß er die Entscheidung für oder gegen die Angeklagte zu beeinflussen vermöge. Die gewichtigsten Persönlichkeiten des Prozesses aber waren zweifellos die beiden Verteidiger der Burgmann, Dr. Ronge und Rechtsanwalt Zunkel. Schon vom äußeren Bild her. Zusammen wogen sie gut und gerne ihre fünf Zentner und damit sicher einige Pfunde mehr als Staatsanwalt, Gerichtvorsitzender und dessen zwei Beisitzer zusammen. Aber nicht nur vom Körperlichen, auch vom Geistigen, von den Argumenten und Schlußfolgerungen her hatte die Verteidigung für objektive Betrachter des Prozesses ein Übergewicht.

Wie gering diese Zahl objektiver Beobachter allerdings war, zeigte sich, als die Angeklagte in den Gerichtssaal geführt wurde und in dem holzgetäfelten Anklagekäfig Platz nahm. Wie auf Kommando hub ein allgemeines Zischen an, Fäuste wurden drohend gereckt und die übelsten Verwünschungen ausgestoßen wie bei einem mittelalterlichen Hexenprozeß auf offenem Marktplatz.

Ich muß jedoch offen bekennen: In den mehr als hundert Mordprozessen, die ich während meiner Tätigkeit als Gerichtsreporter besucht habe, ist mir nie wieder eine Angeklagte begegnet, die so sehr der naiven Vorstellung vom Aussehen einer Mörderin entsprach wie diese Frau. Stefanie Burgmann war sicherlich der Prototyp einer Giftmörderin, was ihr Aussehen, ihr Leben, ihr Verhalten im Prozeß anging. Ihr Gesicht wurde von zwei starren, durch eine überstarke Brille unnatürlich vergrößerten Augen und einer schnabelscharfen Nase beherrscht. Der dünnlippige Mund darunter ließ sie kalt, verbissen und verschlagen erscheinen. Den Kopf reckte und bewegte sie meist ruckartig und ängstlich hin und her, daß man unwillkürlich an eine Eule erinnert wurde. Sie war zweifellos eine unsympathische Frau; aber war sie deshalb auch eine Mörderin?

Für ihr Aussehen konnte sie so wenig wie der Staatsanwalt für sein attraktives Äußere. Aber sosehr man dem Mann in der schwarzen Robe glaubte, daß er der Staatsanwalt ist, so bereitwillig akzeptierte man die Frau auf der Anklagebank auch als Mörderin. Machte man sich aber die Mühe, genauer hinzusehen, sie länger zu beobachten, konnte man auch ein anderes Gesicht entdecken. Wenn sie sich in einer Verhandlungspause unbeobachtet glaubte und dann ihre Brille abnahm; wenn sich, selten genug allerdings, ein flüchtiges Lächeln auf ihr Gesicht verirrte, wirkte sie fraulicher, menschlicher, hübscher. In solchen Augenblicken war auch zu ahnen, daß ein Mann an ihr Gefallen finden konnte. Die Zuschauer aber wollten offensichtlich nur das geheimnisvolle, unheilverkündende Eulengesicht der Burgmann sehen, und es sah auch ganz danach aus, als würden sich die Richter und Geschworenen bei der Urteilsbildung ebenfalls davon beeinflussen lassen.

1:0 für den Staatsanwalt

Der Vormittag des ersten Prozeßtages war für die auf Sensationen und Skandale erpichten Zuschauer nicht sehr kurzweilig. Die Angeklagte wurde zur Person vernommen, nach ihrer Geburt, ihrer Schulzeit, ihrer Berufsausbildung und ihrem persönlichen Leben befragt. Daß sie im Jahre 1907 in Radautz in Rumänien zur Welt gekommen war, eine ganz normale Erziehung und Hochschulbildung genossen und es mit Fleiß und Ehrgeiz bis zur Oberapothekerin im Westberliner Behring-Krankenhaus gebracht hatte, wußte man aus der Zeitung und interessierte niemanden. Erst als der Gerichtsvorsitzende sie sehr eindeutig nach ihren Beziehungen zu Männern befragte, hörte im Zuschauerraum das Scharren und Hüsteln auf. Die Angeklagte lehnte es ab, darauf eine Antwort zu geben, tat das in einer Art, die die vor Neugier brennenden Zuschauer bitter enttäuschte und böse machte. Mit ihrer schrillen und schnellen Stimme sagte sie nur, nicht ohne einen feindseligen Blick in den Zuschauerraum zu schicken: „Solange dieser Saal hier voller Gaffer ist, verweigere ich auf solche Fragen die Antwort. Das sind meine privatesten Angelegenheiten, die gehen Außenstehende überhaupt nichts an! Im übrigen stand ja in der Zeitung, daß ich unverheiratet bin und seit Jahren mit meiner Schwester zusammen lebe."

Zischen, Buhrufe, Pfeifen. Energisch mußte der Vorsitzende auf den Verhandlungstisch klopfen, um die Ruhe einigermaßen wiederherzustellen. Dann erhob sich der junge Staatsanwalt und fragte die Burgmann, sich dabei verbindlich den Zuschauern zuwendend: „Heißt das, Sie wollen uns auch Ihre Beziehungen zu Dr. Zweyer verheimlichen, Angeklagte?"

Sofort war es mucksmäuschenstill im Saal. Über irgendwelche Beziehungen zwischen der Burgmann und dem Vater des Ermordeten war in den Zeitungen zwar gemunkelt, aber nichts Konkretes berichtet worden. Das Eingeständnis der Burgmann in der Voruntersuchung, sie habe zu Dr. Zweyer ehebrecherische Beziehungen unterhalten, war der Presse auf Weisung des Generalstaatsanwaltes vorenthalten worden. Um so sensationeller wirkte daher die Andeutung des Staatsanwaltes auf Zeitungsreporter und Zuschauer. Man spürte sofort die Suggestion, die die Menschen im Gerichtssaal befiel.

Dr. Ronge, ganz in der Pose des Staranwaltes, wie ihn Charles Laughton gerade in dem in Westberlin laufenden Film „Zeugin der Anklage" verkörperte, klemmte sich ein Monokel ins linke Auge, schob die fleischigen Hände über die Kante des Tisches, auf dem seine Akten lagen, und zog sich schnaufend hoch.

„Machen Sie Ihren Zuschauern nicht unnötig den Mund wässerig, Herr Staatsanwalt. Bettgeschichten werden hier nicht zur Sprache kommen, solange die Öffentlichkeit zugelassen ist."

Der Staatsanwalt kannte sich trotz seiner Jugend in solchen Show-Effekten gut aus. Lässig warf er den breiten Ärmel seiner Robe zurück, warf wieder einen Blick in die Zuschauermenge und sagte dann: „Die Öffentlichkeit kann nur ausgeschlossen werden, wenn die Sittlichkeit gefährdet erscheint, Herr Verteidiger. Aber die sachliche Beantwortung der Frage, ob sie zu Dr. Zweyer ehebrecherische Beziehungen unterhalten habe, würde allenfalls das moralische Ansehen der Angeklagten gefährden, aber keineswegs die öffentliche Sittlichkeit. Aber wenn Frau Burgmann so genierlich ist, können wir auch das Vernehmungsprotokoll aus der Voruntersuchung zum Gegenstand der Verhandlung machen. Dort hat sie ja ihre Beziehungen eingestanden."

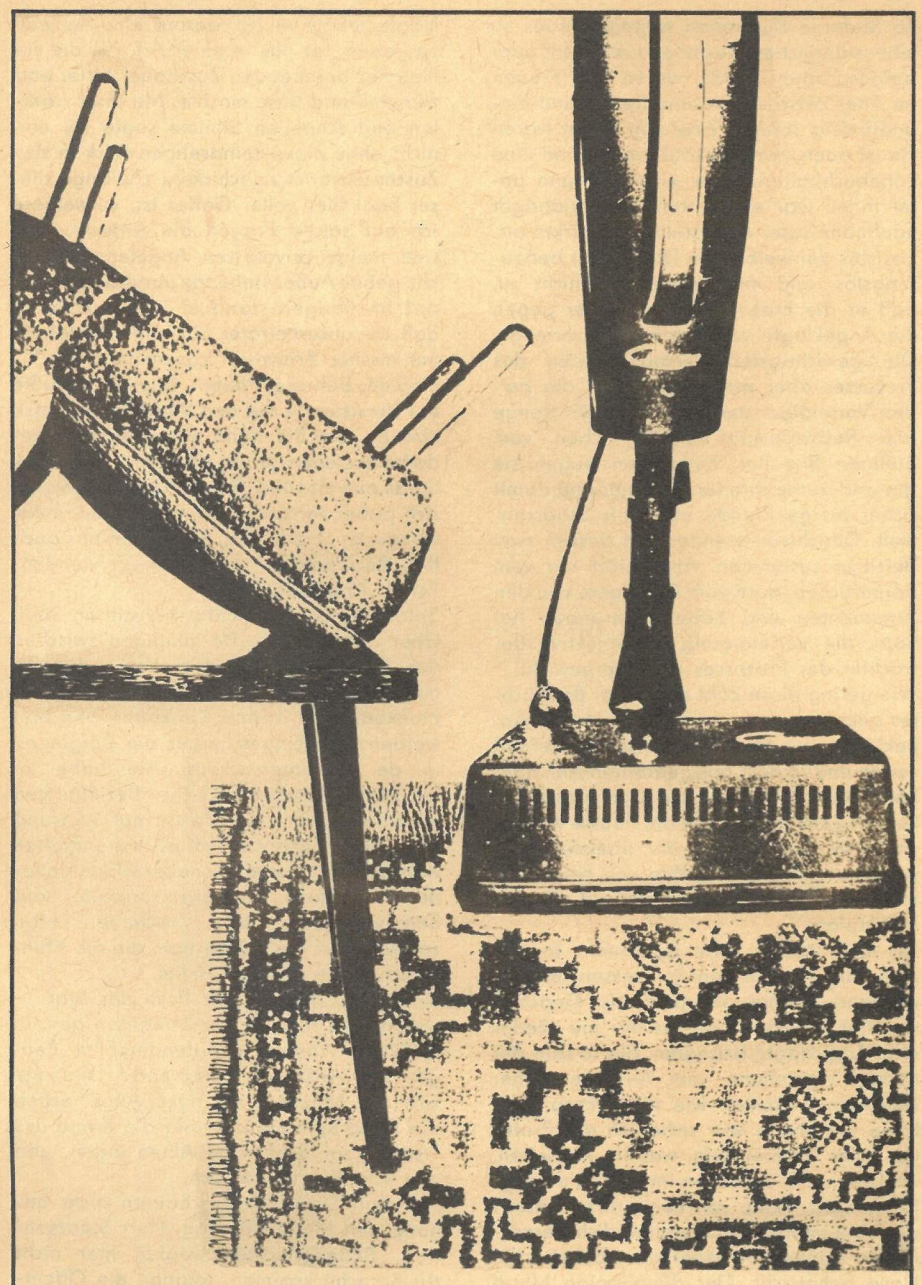
Zweifellos ein Siegpunkt für den Staatsanwalt. Nun wußte die Öffentlichkeit also, daß die Angeklagte mit dem Vater ihres Opfers ein Verhältnis, also auch ein Motiv für den Mord hatte. Das Eingreifen des Vorsitzenden, der verbot, Dinge zu erörtern, die noch nicht zur Verhandlung standen, war eine Farce. Was verraten werden sollte, war verraten worden.

Bei alledem geriet der eigentliche Anlaß des Prozesses, der Tod Tilmann Zweyers, immer weiter ins Hintertreffen. Die Erörterung darüber nahm nur noch wenige Minuten in Anspruch. Der Vorsitzende Dr. Roland fragte die Burgmann: „Sie kennen ja die Anklage, Frau Burgmann, und wissen, was Ihnen vorgeworfen wird. Was wollen Sie nun darauf sagen?"

Die Apothekerin zog sich ihre Kostümjacke glatt, trat an das Mikrophon, das an der Balustrade der Anklagebank befestigt war, heran und sagte mit einer unbeteiligten Sachlichkeit, als handele es sich um irgendeine nebensächliche Lappalie: „Was ich dem Herrn Prabell schon mehrfach in der Voruntersuchung gesagt habe", dann setzte sie sich wieder hin.

Was die Burgmann in der Voruntersuchung gesagt hatte, wußten aber die vielen hochgespannten Zuschauer nicht, und verärgert darüber, begannen sie wieder zu zischen.

Fortsetzung folgt



SILBENRÄTSEL

a a ä ak an an ar as au ba be ber che chen chen chi da dell di di dros e e ein eind er er es flie fried gar gar gän ge ge ge gen hard ho i i i i irr is käl ke ki kla la le lehr li li lit ma mei mel men mi mi mie mo nar nau ne ne ne ne nei net neu neun ni ni no no nor on on pa po ra ragd re re re rein rek ri rich ro ro ron ru sa sa sa salt se sel sem sen si si sma stel ster stra ße ta ta tags tät tel ten ter tha ti ti ti ti tist tri tu tung tur u um un vel ven ver vist wahr wald warn we we weis wied ze ze zei zi zung

Es sind einundfünfzig Wörter zu bilden, deren erste und vierte Buchstaben, von oben nach unten gelesen, einen Ausspruch von Romain Rolland ergeben.

1. Singvogel, 2. Kurort in der Schweiz, 3. Alarmvorrichtung, 4. erster Vorsitzender des FDGB, 5. Labyrinth, 6. Trabant, ständiger Begleiter, 7. österreichischer Arzt („Retter der Mütter"), 8. Vervollständigung, 9. Nebenfluß der Oder, 10. Hüftweh, 11. außerordentliche Anstrengung, 12. Titel eines Jugendbuches von Ludwig Renn, 13. Fenstervorhang, 14. kleines Gewicht, 15. Muse des Lustspiels, 16. Mädchenname, 17. aufsehenerregendes Ereignis, 18. venezianischer Maler, 19. geographischer Begriff, 20. grauweißes Platinmetall, 21. europäischer Staat, 22. Künstler, 23. Insel im Stillen Ozean, 24. Luftkurort in Thüringen, 25. vorbildlicher Werktätiger, 26. aalähnlicher Fisch, 27. Wissenschaftler, 28. Blutleere, Blutarmut, 29. Gestein, 30. Zeitabschnitt, 31. Gartengerät, 32. Insekt, 33. Rundteil, 34. Form der Studienarbeit, 35. Autor des Romans „Die letzte Heuer", 36. Würzkraut, 37. Nordlandbewohner, 38. Namen-, Wörterverzeichnis, 39. rechtsrheinische Kreisstadt, 40. Komponist der Oper „Oberon", 41. älteste lateinische Bibelübersetzung, 42. weltberühmter italienischer Jongleur, 43. Hochschule, 44. kleine Erzählung, 45. Edelstein, 46. Erkrankung, 47. Autorin des Romans „Tag im Nebel", 48. niederländische Industriestadt, 49. französischer Maler († 1883), 50. Erkennungs-, Unterscheidungsmerkmal, 51. Nachahmung, Nachbildung.

1.	14.	27.	40. .....
2.	15.	28.	41. .....
3.	16.	29.	42. .....
4.	17.	30.	43. .....
5.	18.	31.	44. .....
6.	19.	32.	45. .....
7.	20.	33.	46. .....
8.	21.	34.	47. .....
9.	22.	35.	48. .....
10.	23.	36.	49. .....
11.	24.	37.	50. .....
12.	25.	38.	51. .....
13.	26.	39.	

DAS REDAKTIONSKOLLEGIUM: Kurt Stephan (Chefredakteur), Lena Smolny (stellvertretender Chefredakteur), Gerhard Graban (Redaktionssekretär), Paul Friedemann, Eberhard Kottwitz, Bernhard Liebscher · Verlagsdirektor: Günther Zumpe · Grafische Gestaltung: Siegfried Rudolf · Lizenz-Nr. 1264 des Presseamtes beim Vorsitzenden des Ministerrates der DDR · Druck: (III/9/1) Druckerei Völkerfreundschaft, Grafischer Großbetrieb, Dresden N 23, Riesaer Straße 32 · Anzeigenverwaltung DEWAG WERBUNG, Dresden N 6 · Anzeigenpreise: Lt. Gesetzblatt Nr. 19, VO vom 3. 2. 53 · Zeit im Bild erscheint wöchentlich, Preis 30 Pf, Abonnementspreis vierteljährlich 3,90 MDN, monatlich 1,30 MDN · Bankkonto: DN, Dresden 9/1862; Postscheckkonto: Dresden Nr. 4565
REDAKTION ZEIT IM BILD, 806 DRESDEN, RADEBERGER STRASSE 14b, RUF 51616, 51765, TELEX DRESDEN 019412

Elektrifizierte Weihnachtsfreude...

Das unumgängliche Großreinemachen vor den diversen Feiertagen trübt so manchem Mann die bevorstehende Festtagsfreude. Da wird die ganze Wohnung auf Hochglanz gebracht, gescheuert, poliert, gesaugt und – die Teppiche geklopft.

Halt, unsere Elektroindustrie hat außer einer Vielzahl notwendiger Haushaltarbeiten auch diese leidige Tätigkeit „elektrifiziert". –

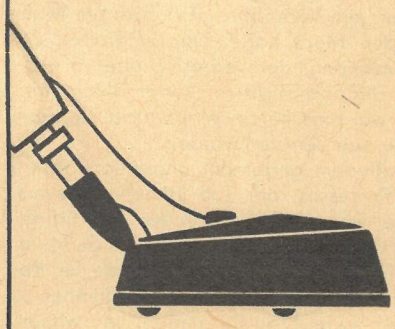
Der neue Omega-Teppichklopfer klopft und bürstet gleichzeitig, ohne daß der Teppich aufgenommen wird.

Dieses moderne Gerät mit seiner eleganten Zweckform läßt sich mit fast allen Staubsaugern unseres Industriezweiges kombinieren.

Die Reinigung verläuft äußerst gewebeschonend, Staub und Schmutz werden gelockert, abgehoben und vom Staubsauger verschluckt.

Kraft- und zeitsparend arbeitet dieses Gerät, ohne daß Schmutz entsteht. Bequeme Fußbedienung und ein geräuscharmer, leistungsfähiger Elektromotor ergänzen die Vorzüge des Omega-Teppichklopfers.

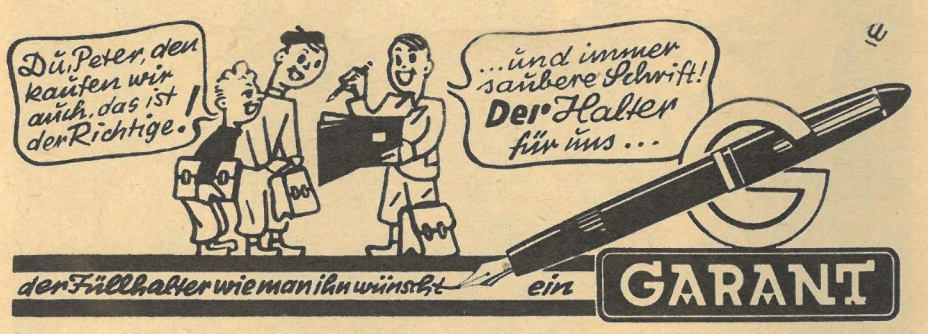
Mit seiner Hilfe verliert das Großreinemachen seine Problematik – wird die Arbeit zur mechanisierten Beschäftigung.

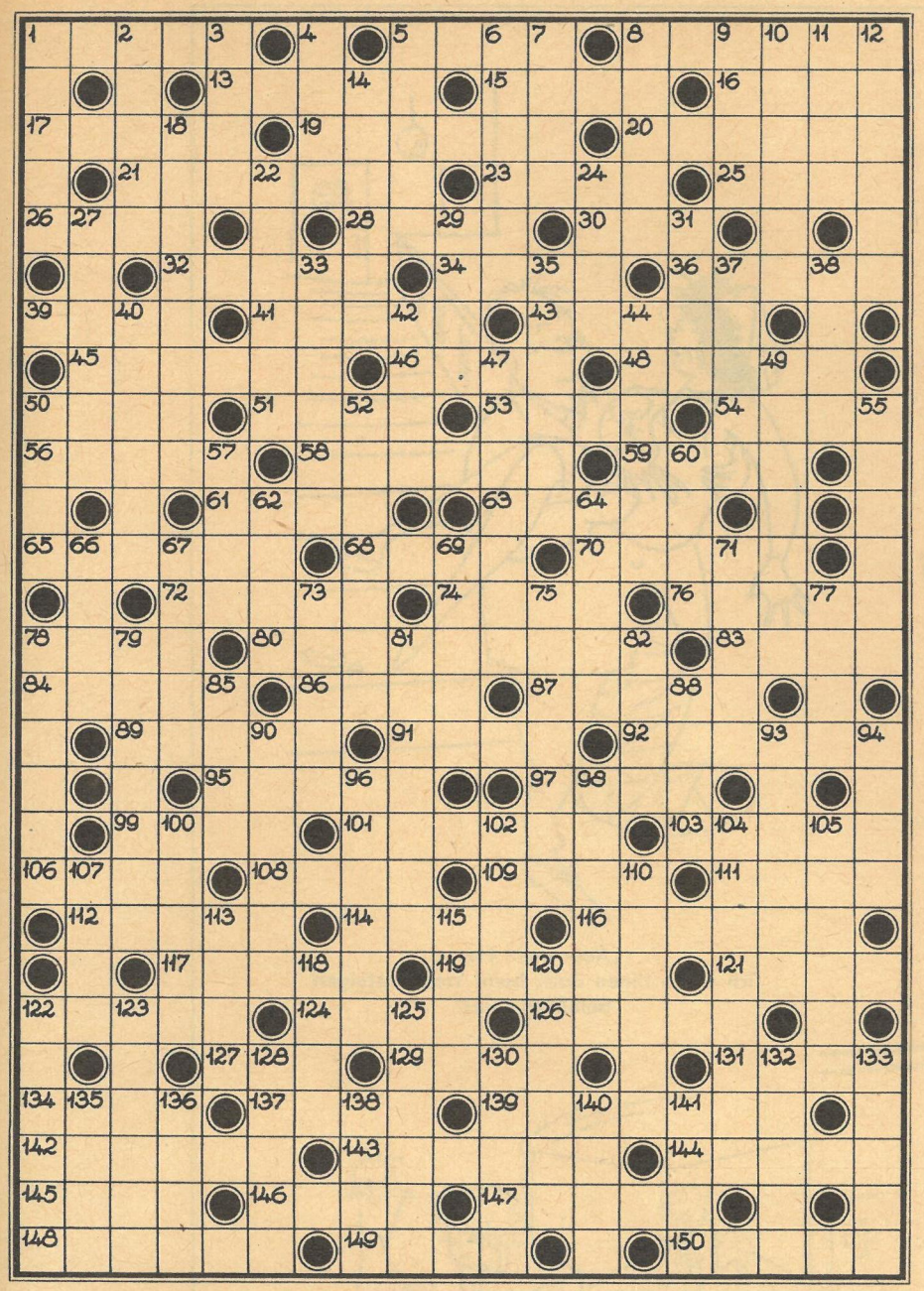


VEB Elektrowärme Altenburg

IKA ELECTRICA

Schenk doch mal ein Elektrogerät





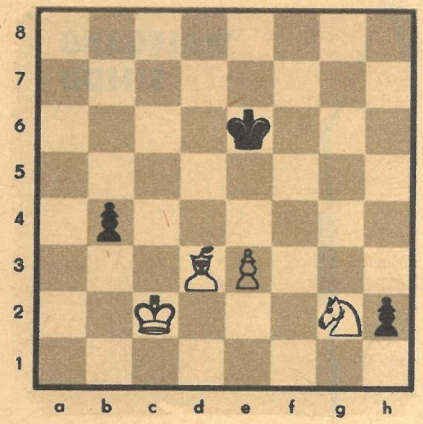
KREUZWORTRÄTSEL

Waagerecht: 1. historisches Bauwerk in London, 5. kraterförmige Senke, 8. kluges, planmäßiges Verhalten, 13. sowjetischer Schriftsteller (Meister der Kurzerzählung), 15. Bezirkshauptstadt, 16. Wut, Raserei, 17. Männername, 19. Ledergurt, 20. aufgeschichteter Haufen, 21. Künstlerwerkstatt, 23. Metallbolzen, 25. deutscher Schriftsteller und Journalist („Der Junge aus dem Hinterhaus"), 26. ethischer Begriff, 28. Zahlungsmittel, 30. japanische Währungseinheit, 32. Blütenstand, 34. Nebenfluß des Rheins, 36. Wohlgeruch, Duft, 39. norwegischer Mathematiker († 1829), 41. Stadt in Nordfrankreich, 43. Auswahl, Auslese, 45. Kartenspiel, 46. schmaler Übergang, 48. Bauchnarbe, 50. Alpenhirt, 51. Teil des Hauses, 53. Höhenzug des Weserberglandes, 54. Schwung, 56. Bedrängnis, 58. Stadt in der Mittelschweiz, 59. Bewohner einer SSR, 61. französische Friedenskämpferin, 63. Gesichtslarve, 65. Karteizeichen, 68. weiblicher Vorname, 70. älteste lateinische Bibelübersetzung, 72. weiblicher Vorname, 74. Stahlplatte zur Blechbearbeitung, 76. Körpergegend, 78. Schriftgrad, 80. Rosine, 83. Singvogel, 84. islamischer Rechtsgelehrter, 86. Körper, 87. Wundmal, 89. dickflüssiger Zucker- oder Obstsaft, 91. Kopf, Spitze, 92. nordafrikanische Völkergruppe, 95. Ölbaumharz, 97. Kohlenprodukt, 99. westeuropäischer Fluß, 101. Geist, Witz, 103. Liebhaber, 106. Gesangsstück, 108. Behältnis, 109. Erlaß, Verordnung, 111. Familienangehöriger, 112. Vakuum, 114. dünnes Buch, 116. norditalienische Stadt (landessprachlich), 117. Stadt an der Elbe, 119. russischer Maler († 1930), 121. Teil des Verdauungssystems, 122. Schmuckgegenstand, 124. Währungseinheit in Indien, 126. positive Elektrode, 127. Fluß zum Asowschen Meer, 129. Erfinder des Gasglühlichtes, 131. Baumwollgewebe, 134. südfranzösische Industriestadt, 137. Wanderpause, 139. sowjetischer Kosmonaut, 142. musikalische Darbietung, 143. griechische Göttin, 144. niederländischer Schriftsteller und Arzt († 1932), 145. Schulstadt in England, 146. Säugetier, 147. Stichwaffe, 148. Himmelsrichtung, 149. Fischfett, 150. Wert, Geldwert.

Senkrecht: 1. wissenschaftliche Behauptung, 2. sorbischer Dramatiker und Komponist (Nationalpreisträger), 3. Teilbetrag, 4. indisches Frauengewand, 5. Nelkengewächs, 6. Schreibkalender, Merkbuch, 7. italienischer Maler († 1642), 8. Teil der Schreibmaschine, 9. Hebezeug, 10. Wandbekleidung, 11. Insektenfresser, 12. schweizerischer Dichter († 1890), 14. Gewinner, 18. englische Währungseinheit, 22. französischer Schriftsteller († 1747), 24. Huftier, 27. norddeutscher Dramatiker († 1863), 29. Bürde, 31. Rechnung, Auftrag, 33. Zeitungswesen, 35. Oper von Lortzing, 37. buchhalterischer Begriff, 38. Fluß in Nordspanien, 40. Oper von Verdi, 42. Schmelzwasserablagerung, 44. Kerbtier, 47. Gatte, 49. Dickhäuter, 50. Fährte, 52. Fußbekleidung, 55. Schauspielerin und Prinzipalin einer Wandertruppe († 1760), 57. Paradiesgarten, 60. Pelzart, 62. Schwertlilie, 64. mittelitalienische Provinzhauptstadt, 66. Abscheu, 67. Unechtes, 69. realistischer Erzähler („Der Hungerpastor"), 71. Bezieher von Literatur, 73. Frühlingsblume, 75. Lehre von den Bewegungen der Atome und Moleküle, 77. Schachfigur, 78. Eiterbläschen, 79. Zusammenfassung, 81. Gewässer im Schwarzwald, 82. Nachlaßempfänger, 85. Fläche, 88. Geländeerhebung, 90. Herrenmantel, 93. Stadt im Bezirk Ústí (ČSSR), 94. Haustier, 96. Grubengas, 98. Gewebeart, 100. Eingeweihter (in geheime Künste), 102. Gerte, 104. Lehranstalt, 105. Kleidungsstück, 107. Harzflüßchen, 110. spanische Anrede, 113. Schilf, 115. Anrede, 118. Roman von Zola, 120. südbrasilianischer Staat, 122. Kleidbesatz, 123. Panzerschrank, 125. Schlangenart, 128. Stimme, 130. Stadt im Bezirk Magdeburg, 132. Freund und Kampfgefährte Thälmanns (ermordet 1936), 133. Vogelwelt, 135. griechische Sagengestalt, 136. Lockergestein, 138. Fruchtgetränk, 140. Stadt in der Schweiz, 141. Seil, Tau.

Hermann Mattison

Latvia 1923

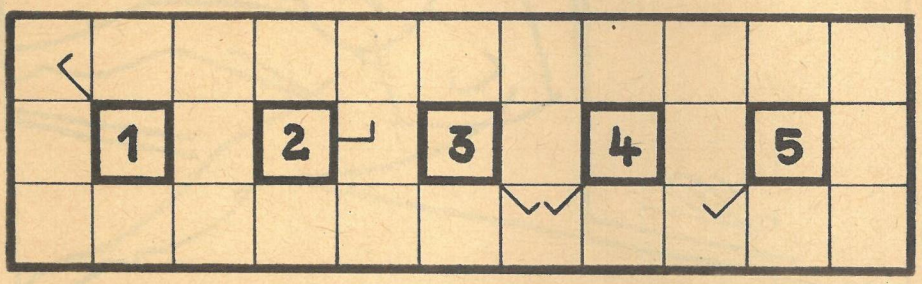


Weiß zieht und gewinnt

Aufhalten kann Weiß den umwandlungsbereiten Bh2 nicht, er muß also die entstehende schwarze Dame zu erobern suchen. Die Springergabel ist dazu das gegebene Instrument, zumal einfach 1. Le4? wegen Ke5! nichts fruchtet. Nach der Einleitung 1. **Sf4†! Ke5!** 2. **Sg6† Kd5!** aber wäre die Fortsetzung 3. Lf1? h1D 4. Lg2† (um mit 5. Sf4† die Dame zu gewinnen) voreilig, weil Schwarz auf g2 mit Schach schlägt. Sehr stark sieht dagegen 3. La6! Kc6! 4. Le2 h1D 5. Lf3† Df3: 6. Se5† Kd5 7. Sf3: aus, allein nach 7. . . . Ke4 8. Kd2 Kf3: 9. Kd3 b3! ist der Ausgang nur remis. Weiß muß daher zuvor noch den Bb4 abholen. Das geschieht wie in bekannten Mehrzügern durch die Springergaloppade 3. **Se7† Ke5** 4. **Sc6† Kd5** 5. **Sb4:† Ke5** 6. **Sc6† Kd5** 7. **Se7† Ke5** 8. **Sg6† Kd5** und nun erst mit Erfolg 9. **La6!** usw.

Hermann Mattison (27. Dezember 1894 bis 16. November 1932) war der bedeutendste litauische Schachmeister. In der Turnierarena von internationalem Rang hinterließ er etwa fünfzig vortreffliche, endspielnahe Studien.

ZAHLENBAND



Die Wörter beginnen im Feld mit dem Häkchen und verlaufen in der angegebenen Richtung.

1. sowjetischer Meister des Puppenspiels, 2. erhöhter Platz, Absatz, 3. Landmesser, 4. Erdkundler, 5. unbeugbares Wort.

RÄTSELLÖSUNGEN AUS NUMMER 48

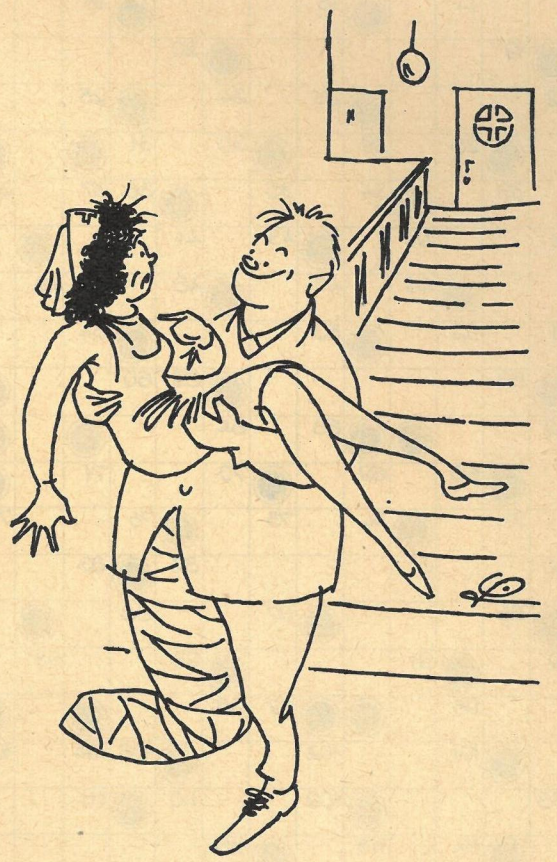
Kreuzworträtsel. Waagerecht: 1. Visum, 4. Erie, 8. Oybin, 11. Ingenium, 12. Turek, 13. Edam, 14. Arles, 17. Ahle, 19. Hilfe, 20. Ramadan, 23. Orkan, 25. Sol, 27. Daus, 30. Brio, 32. Eire, 35. Eger, 37. Skoblikowa, 40. Pokal, 41. Sole, 42. Unita, 44. Ehe, 45. Aser, 47. Dom, 48. Okapi, 50. Atem, 51. Hana, 52. Onze, 55. Rute, 57. Opal, 60. Eule, 62. Aland, 64. Pas, 65. Erle, 66. Nil, 67. Okrug, 68. Aida, 70. Meier, 72. Generation, 75. Egel, 77. Rebe, 78. Saum, 80. Wall, 82. Ski, 84. Ivens, 87. Glandel, 90. Myzel, 92. Aras, 93. Inari, 94. Mole, 96. Säure, 97. Etikette, 98. Illés, 99. Base, 100. Liege. – Senkrecht: 1. Vater, 2. Serum, 3. Mikado, 4. Egeln, 5. Rede, 6. Ina, 7. Eimer, 8. Omaha, 9. Ball, 10. Nase, 15. Rinde, 16. Efeu, 18. Haleb, 21. Ahr, 22. Asoka, 24. Kiew, 26. Trio, 28. Arvida, 29. Salamander, 31. Iskra, 33. Ilse, 34. Eklat, 36. Gaur, 38. Olein, 39. Oeser, 40. Protopopow, 43. Ton, 46. Emu, 49. Pol. 51. Hel, 53. Zer, 54. Eulan, 56. Talmi, 58. Pak, 59. Asriel, 61. Leier, 63. Anina, 65. Egge, 66. Naab, 69. Dreh, 71. Eosin, 73. Elbe, 74. Tesla, 76. Glier, 79. Ute, 81. Akyn, 83. Kassel, 85. Vlies, 86. Namib, 87. Grete, 88. Daube, 89. Liebe, 90. Mimi, 91. Zahl. 92. Alès, 95. Oka.

Silbenrätsel. 1. Eleganz, 2. Imbiß, 3. Naive, 4. Eulenberg, 5. Sedow, 6. Raummeter, 7. Einleitung, 8. Cagliari, 9. Haarlem, 10. Toleranz, 11. Wisent, 12. Inhalation, 13. Stanniol, 14. Selfaktor, 15. Eibisch, 16. Nihilismus, 17. Usedom, 18. Nairobi, 19. Detektiv, 20. Abitur, 21. Unmasse, 22. Sahib, 23. Uruguay, 24. Einhorn, 25. Beduine, 26. Ewenken, 27. Nürburgring, 28. Gotik, 29. Iffland, 30. Brahmaputra, 31. Tiefdruckgebiet, 32. Helium, 33. Ottawa, 34. Eriksöhne, 35. Hagebutte, 36. Eremitage, 37. Rangun. – „Eines recht wissen und ausueben gibt hoehere Bildung als Halbheit im Hundertfaeltigen."

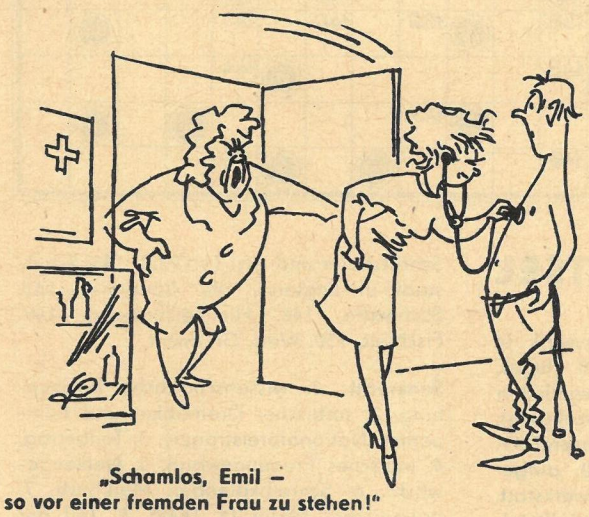
Wieder so ein DING MIT PFIFF (56) von Willy Moese, ein bildlich ausgelegter Begriff, für den Sie das richtige Wort finden sollen. Teilen Sie es uns bis zum 12. Dezember 1964 auf einer Postkarte (Kennwort: DING MIT PFIFF) mit. Vielleicht gehören Sie zu den drei Gewinnern, die je einen Buchpreis erhalten. Unsere Anschrift: Redaktion Zeit im Bild, 806 Dresden 6, Radeberger Straße 14 b.

„BITTE DER NÄCHSTE!“

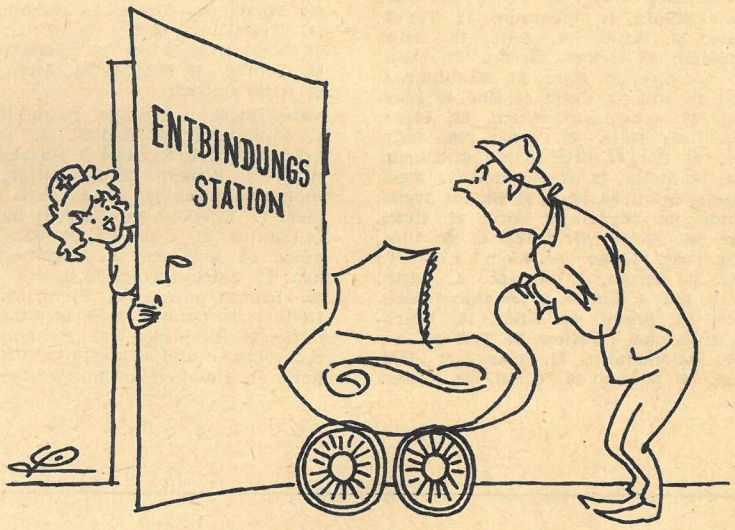
WOLFGANG SIMON



„Aber mein Herr,
ich sollte Ihnen doch beim Treppensteigen
behilflich sein!“

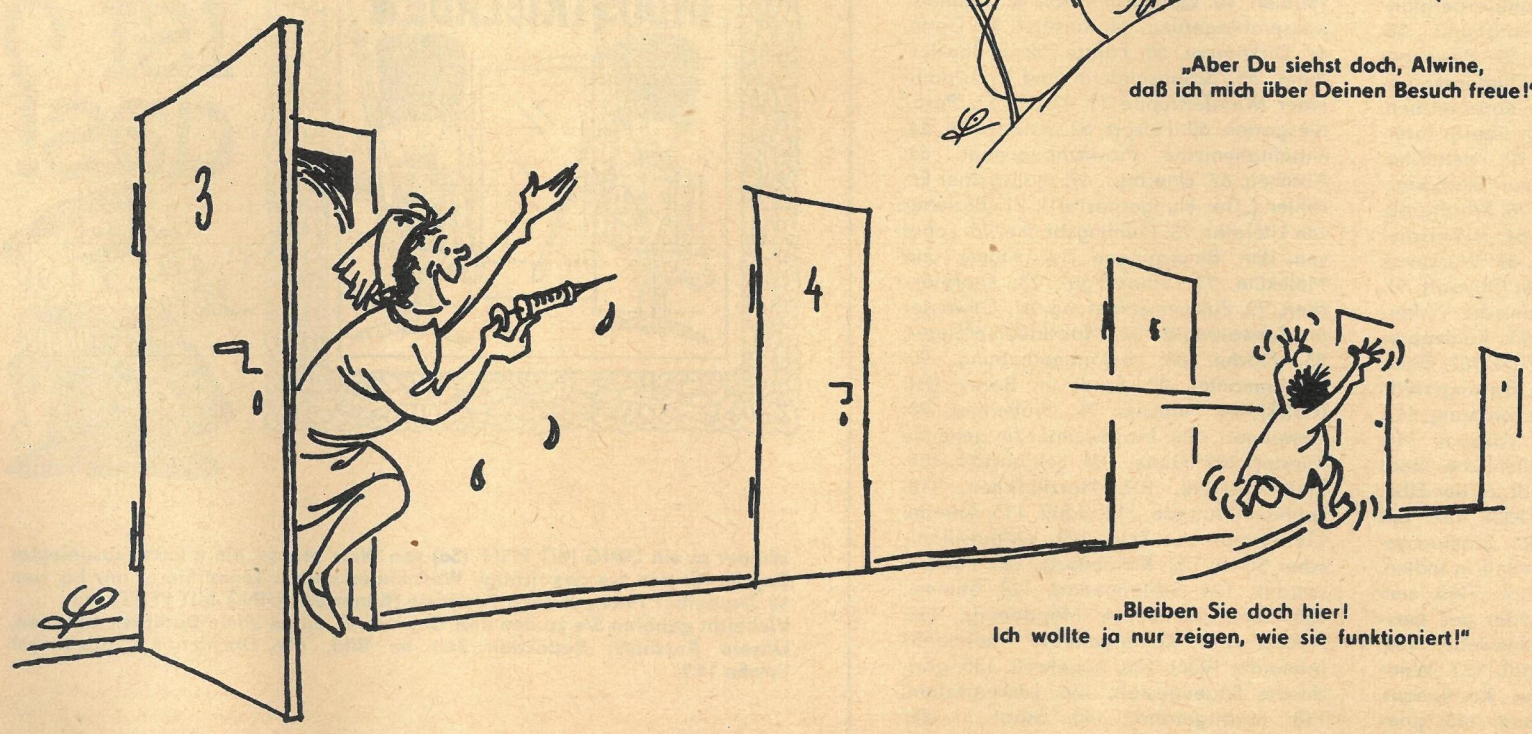


„Schamlos, Emil –
so vor einer fremden Frau zu stehen!“



„Leider muß ich Sie enttäuschen,
es war nur der Blinddarm!“

„Aber Du siehst doch, Alwine,
daß ich mich über Deinen Besuch freue!“



„Bleiben Sie doch hier!
Ich wollte ja nur zeigen, wie sie funktioniert!“

Fortsetzung von Seite 11

Dresdner Kollegen." Am Abend vorher betonte Stuttgarts OB Dr. Arnoulf Klett, der Präsident des Deutschen Städtetages der Bundesrepublik, den Wert kultureller Kontakte zwischen den beiden deutschen Staaten. Später, schon in den frühen Morgenstunden, fanden Dr. Klett und seine Kollegen, Dresdens stellvertretenden OB Larondelle und Stadtrat Uhlemann, mögliche Wege zu engerer Freundschaft zwischen Stuttgart und Dresden: Wechselseitige Besuche von Architekten und Baufachleuten, ständiger Austausch von Ausstellungen, Gastspiele der Orchester und Bühnen . . .
Schauspieler Gerhard Vogt, brotbrechender Diener im letzten Bild, sortierte nach der Reise den Stoß lobender Kritiken für sein Ensemble und urteilte: „Wir freuen uns über den Erfolg, aber . . . Ich fand die Gespräche fast noch wichtiger!" Zu einem dieser Gespräche luden uns zu mitternächtlicher Stunde junge Leute in Bad Godesberg ein. Drei müde Schauspieler und zwei müde Journalisten ließen sich von oben, vom Godesberg aus, die sicherlich schöne, leider ziemlich finstere Gegend erklären. Anschließend stiegen sie wieder in Autos und fuhren zum runden Tisch in der Wohnung eines Jura-Studenten. An diesem Tisch verjagte echtes Interesse an unbekannten Ansichten sehr schnell das letzte Schlafbedürfnis. Mein Gesprächspartner führte mich von Shakespeare über amerikanische Präsidentschaftswahlen zum Klasseninhalt der Reformationskriege und von da aus direkt nach Deutschland. In unser Deutschland und in sein Deutschland.
Mit dem letzten persönlichen Fürwort muß man übrigens sehr vorsichtig umgehen. Diese jungen Leute – und das gilt ebenso für viele andere – besitzen starke Vorbehalte gegen ihren Staat. Das beginnt bei dort oft gebrauchten Schlagworten. „Demokratie? Solange die KPD verboten ist, lassen wir das Thema besser beiseite! Freie Wahlen? Die SPD bietet keine echte Alternative zur CDU. Wozu also wählen?"
Spürbar war auch am runden Tisch in Bad Godesberg ein tiefes, nicht formuliertes Unbehagen. Diese jungen Leute scheinen sich nicht sehr wohl zu fühlen in ihrem Staat. Ganz sicher aber fehlt ihnen ein bejahenswertes Lebensziel im weitesten Sinne. Sie sagen oft „nein". Aber wozu können sie bei sich zu Hause schon „ja" sagen?
Übrigens besuchten uns die Studenten aus Bad Godesberg mit einigen Freunden in Köln. Sie wollten Gespräche fortsetzen. Zu viele Standpunkte und Ansichten blieben nach dem ersten Abtasten noch unbekannt . . .
In Augenblicken öffnete sich bei unserer vielschichtig interessanten Reise die glatte Oberfläche des Gastlandes. Kurz hinter der nebelverhangenen Lorelei meldete das Radio in unserem Bus: „Gewerkschaftlerin forderte bei einer Tagung in Frankfurt/Main auch für Frauen den gleichen Lohn für gleiche Leistung." Oder in Ansbach. Ganz zufällig hörte ich in der Orangerie des Schloßparkes eine Rede des Ministerialdirektors Dr. Wölfle vom Bayrischen Forstministerium. Den Text könnte jedes Kabarett ohne wesentliche Striche übernehmen. Auf die Sorgen der Forstbeamten – geringe Gehälter, zu wenig Wohnungen – antwortete Herr Dr. Wölfle: „Zum Ausgleich haben Sie die stillen, einsamen Stunden im Wald und in der Familie. Sie sind doch ein freier Mensch!"
Von uns gefragt, wie er ganz persönlich sich Deutschland 1970 vorstellt, verweigerte der Ministerialdirektor konsequent die Auskunft: „Nein, meine Herren. Das ist eine politische Frage!"
Andere Bundesbürger, leider war kein Ministerialdirektor mehr darunter, antworteten gern auf diese und auf ähnliche Fragen. zb wird in einer der kommenden Ausgaben Notizen und Fotos aus Köln veröffentlichen.

Molliges mal ohne Pelz

Wenn auch der Pelz
zu den ältesten Bekleidungsstücken
der Menschheit zählt,
so haben wir im Laufe der Jahrtausende
für den Winter
noch andere wärmende Hüllen erfunden.
(Ohne dabei den Pelz als exquisites Stück
etwa abzulehnen. Nur darf er
eben nicht ganz so alltäglich werden.)
Unsere Industrie hat sich
gerade in den letzten Jahren viel Neues
einfallen lassen:
Malipol, Mohair, von der frohen Farbigkeit
ganz zu schweigen.
Das hat wiederum die Meister der Nadel
angeregt, sportliche,
chic-modische, praktische Kostüme
und Mäntel zu entwerfen.
Drei mollige Winterhüllen des Hauses
Heinz Bormann stellen wir Ihnen
heute vor.

Fotos Günter Hilmer

Sportlich salopp dieser anthrazitfarbene Mantel (oben) mit hochgeschlossenem Sportkragen und schrägen, abgesteppten Taschenklappen.

Für junge Mädchen gedacht; ein Modell mit hochgeschlossenem Bubikragen. Die Schleife mit Pelzpompons gibt eine lustige Variante.

Angeschnittene Ärmel zeigt der helle elegante Mantel (unten), kleines Stehbündchen und längs eingearbeitete Leistentaschen.

Das rote Herz der Anden

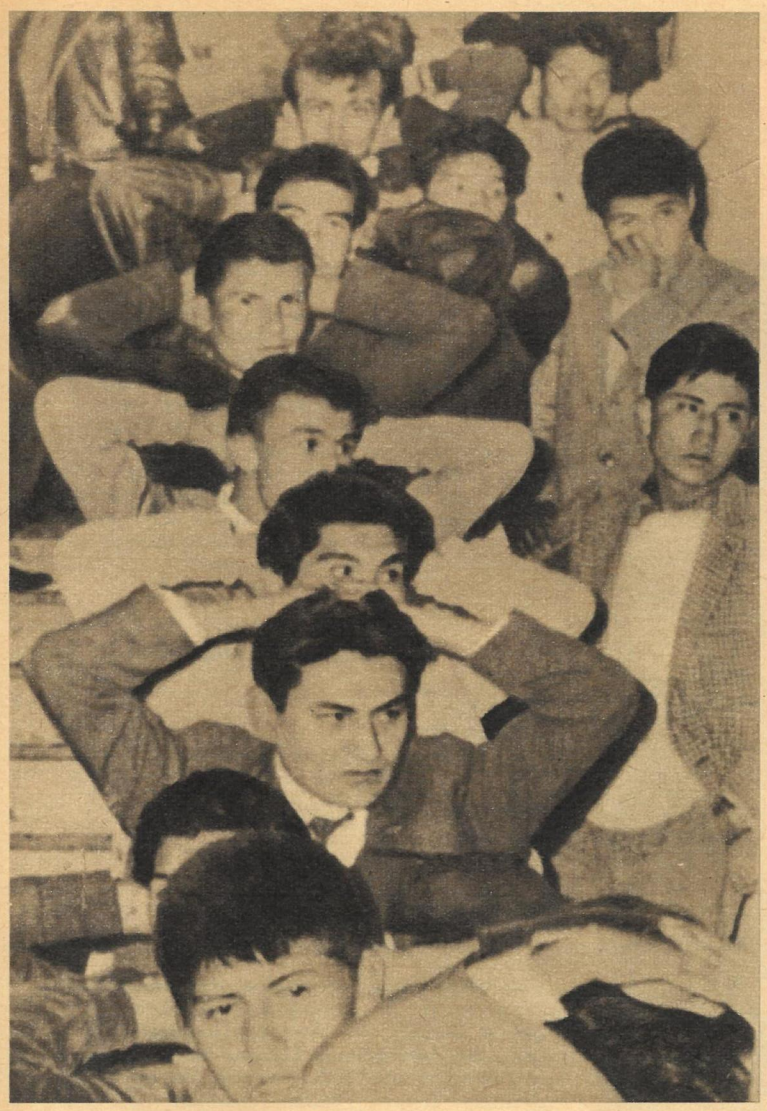
Es ist jetzt einige Zeit her, da wurde dem Reporter einer großen westdeutschen Zeitung in La Paz, der Hauptstadt Boliviens und mit 3700 Metern über der Meereshöhe wohl höchstgelegenen Hauptstadt eines Landes, erklärt: Er könne selbstverständlich einen Ausflug an den berühmten Titicacasee und zum Plateau der Kordilleren unternehmen, aber dazu benötige man einen Passierschein der Gewerkschaften. Auf die erstaunte Frage des Reporters antwortete der Angestellte des bolivianischen Reisebüros lächelnd: „So ist das bei uns. In La Paz regiert die Regierung, aber dort oben in den Anden regieren die Gewerkschaften."

Diese Episode wirft ein gewisses Licht auf die Hintergründe einer Entwicklung, die Bolivien in den ersten Novembertagen die 127. „Revolution" beziehungsweise „Gegenrevolution" seit dem Jahre 1825 brachte. Oder sagen wir es richtiger: Zum 127. Male wurde eine Regierung gestürzt und durch eine neue ersetzt, ohne daß freilich abzusehen wäre, daß sich damit endlich einmal wirklich etwas zum Besseren im Lande der Indios ändert, über das die Statistiken sagen, es sei das ärmste unter den armen Ländern Südamerikas. Und das will auf diesem Kontinent viel bedeuten. Es bedeutet ein Durchschnittseinkommen pro Kopf der Bevölkerung von 100 Dollar im Jahr. Es bedeutet, daß jeder dritte Bolivianer arbeitslos ist, daß vier von fünf Indios unterernährt sind und von drei Bolivianern nur einer lesen und schreiben kann. Es bedeutet, daß die Bauern vor den Hotels in La Paz tagelang auf der Straße warten, um einen Käufer für einen Schal aus Lamawolle zu finden. Mit ihren breitkrempigen Hüten hocken sie vor ihren Waren und finden nur selten einen Käufer.

Aber was hat das alles mit dem Titicacasee zu tun, den jener westdeutsche Journalist nur mit einem Passierschein der Gewerkschaften besuchen konnte? Der See liegt im Gebiet der Zinngruben der Hochkordilleren, und diese Zinngruben, das rote Herz der Anden, stehen unter Kontrolle der Bergarbeiter und der von ihnen gebildeten fortschrittlichen Gewerkschaften. Seit 1952 ist das so. Damals kam es zu einem Aufstand des bolivianischen Volkes, dessen Ausgangspunkt die vor allem von amerikanischen Monopolen ausgebeuteten Zinngruben waren. Denn Zinn, das ist der Reichtum Boliviens und doch zugleich Ursache für seine Armut. Damals bildeten die Bergarbeiter Milizen, erbeuteten sie Waffen, und unter dem Druck dieser Waffen erreichten sie die Verstaatlichung der Bergwerke, die Entmachtung des amerikanischen Kapitals und eine Bodenreform. Alle Versuche, diese Entwicklung rückgängig zu machen, die Bergarbeiter zu entwaffnen, die Armee gegen sie einzusetzen, blieben erfolglos. Der jüngste Versuch Paz Estenssoros führte vielmehr zu dessen Sturz. So haben die bolivianischen Bergarbeiter zwar Waffen, um sich zu schützen, aber sie haben nicht die Mittel, um zu verhindern, daß die Haupteinnahmequelle Boliviens, eben die Zinnproduktion, immer mehr zurückgeht. Viele Minen sind geschlossen worden, die

Fotos Zentralbild / Meißner / AP-tele

**Der Titicacasee.
Er liegt im Gebiet der Zinngruben der Hochkordilleren.
Hier schlägt das rote Herz der Anden.
Die Gruben stehen unter der Kontrolle der Bergarbeiter
und fortschrittlicher Gewerkschaften.**



Hand in Hand mit den Bergarbeitern forderten auch die Studenten eine demokratische Regierung. Noch einmal brachen ihre Demonstrationen unter MG-Feuer zusammen. Wie lange noch?

Berge mit vier- bis sechstausend Metern Höhe umgeben die bolivianische Hauptstadt La Paz. Hier wurde von einem Militärklüngel die jüngste „Revolution" gemacht. Der USA-Botschafter überbrachte Luftwaffengeneral Barrientos den Dank seiner Regierung.

Ausrüstungen sind veraltet, die Förderung erfolgt noch immer mit den primitiven Mitteln wie im deutschen Kohlebergbau des 19. Jahrhunderts. Vor allem aber hat Bolivien keine Schmelzöfen, um das Zinnerz zu verhütten. Das geschieht so wie vor 1952 noch immer in den USA. Und dort bestimmt man die Preise. Dort griff man auch vor ein paar Jahren zu einem der raffiniertesten Tricks, um die verlorenen Positionen wieder zurückzuerobern. Die USA warfen 50 000 Tonnen Zinn aus ihren strategischen Reserven auf den Weltmarkt, zu dem einzigen Zweck, um mit Hilfe eines Preissturzes Bolivien bankrott zu machen.

Als das erreicht war, bot man „Hilfe" an. Zusammen mit Westdeutschland und der sogenannten Interamerikanischen Bank offerierten die USA einen 37-Millionen-Dollar-Kredit. Freilich zu der Bedingung, daß nicht nur ein großer Teil der Bergarbeiter entlassen, sondern vor allem das Mitspracherecht der Gewerkschaften bei der Verwaltung der Bergbaugebiete rigoros beseitigt werden sollte. Die Regierung Boliviens beugte sich dem Druck des großen Nachbarn im Norden. Dabei hätte es einen Ausweg gegeben, der für Bolivien eine wirkliche Hilfe gewesen wäre. Auf der 15. Vollversammlung der UNO bot die sowjetische Regierung den Bau einer modernen Zinngießerei an und wollte dafür einen langfristigen Kredit von 150 Millionen Dollar gewähren. Die Weiterverarbeitung seines Reichtums im eigenen Land hätte Bolivien von den USA unabhängig und die Zinnproduktion wieder rentabel gemacht. Doch die Regierung lehnte ab, trotz der Proteste der Gewerkschaften und anderer Oppositionsparteien. Der inzwischen aus dem Land geflüchtete Expräsident Estenssoro, dessen Partei vor zwölf Jahren die antifeudale Revolution durchführte, hatte die Ideen dieser Revolution längst verraten. Er, der damals die Armee abschaffte und den Schutz des Landes in die Hände der Arbeiter und Bauernmilizen legte, baute zum Schutz seines Regimes gegen diese eine neue Armee auf. Aber gerade das wurde ihm zum Verhängnis. Denn eben diese Armee war es, die Estenssoro in den ersten Novembertagen des Jahres 1964 stürzte. Sie opferte ihn, um zu verhindern, daß diejenigen an die Macht kommen, die Boliviens Reichtum fördern und vorerst noch selbst die Ärmsten im Lande sind. Im Präsidentenpalast von La Paz regiert anstelle von Estenssoro der Luftwaffengeneral Barrientos. Aber die Probleme der Indios sind geblieben.

Günter Leuschner

Auch gegen sie richtete sich der Staatsstreich. Boliviens Reichtum fließt weiterhin in die Taschen einiger weniger und nach den USA.

In den Minen ist er alt geworden. Martonez spielt heute auf dem Plaza de Murillo in La Paz für ein paar Centavos auf seiner Harfe.

Am Bordstein der Hauptstraße in La Paz bieten Indiofrauen den vorübergehenden Passanten allerlei Früchte und Waren zum Kauf an.

Mit Lucullus auf du und du ...

Saßnitzer Fischpalette

Finnische Kartoffelsuppe mit Dillhering

Rügener Fischerpfanne mit Roten Beeten

. . . stellt sich Kurt Drummer seit Jahren auf dem Bildschirm vor und ermuntert die Amateure seines so geschätzten Berufes, Augen, Gaumen und Magen durch neue Angebote zu erfreuen. Die Zeit des Stollens, der Gans und vieler weihnachtlicher Leckereien steht wieder unmittelbar bevor, und Sie wissen doch, spätestens am zweiten Feiertag kommt der Appetit nach etwas pikant-herzhaftem. Vertrauen Sie Herrn Drummer, der weiß das auch. Seine Vorschläge (für jeweils 10 Personen) sind darauf abgestimmt und lassen der eigenen Phantasie noch genug Raum. Wie wäre es, wollen Sie nicht auch einen kleinen Flirt mit Lucullus riskieren?

Saßnitzer Fischpalette

1 Pastete
300 g Äpfel
250 g Weißbrot
1 Dose Heringsfilet in indischer Reis-
1 Dose Heringsfilet in Dill (marinade
1 Dose Heringsfilet in Pilztunke
1 Dose Heringsfilet in Weinsauce
2 Eier
200 g Zwiebeln
150 g Zitrone
150 g Pumpernickel
2 Str. Petersilie

Zubereitung:
Vom Grundteig der Pastete werden zwei kleine Torteletts gebacken, die jeweils mit Heringsfilet gefüllt werden. Auf eine starke Apfelscheibe gibt man Heringsfilet in Dill und auf eine Weißbrotecke Heringsfilet in Pilztunke. Die mit Fisch gefüllten kleinen Pasteten garniert man mit Eierwürfeln und Zitronenecken. Das Heringsfilet in Dill auf Apfel wird mit Zwiebelringen garniert, und die Weißbrotecke mit Pilzhering wird mit gehacktem Pumpernickel bestreut. Alles zusammen garniert man mit Petersilie oder Salat. Eine Spezialität für Fischkenner und -liebhaber.

Finnische Kartoffelsuppe mit Dillhering

2 Dosen Heringsfilet in Dill
500 g Zwiebeln
150 g mageren Speck
1500 g Kartoffeln
500 g Sellerie
200 g Möhren
1 Päckchen Dill
Salz, Pfeffer

Zubereitung:
Den Speck schneidet man in Würfel und schwitzt dazu die Scheibenzwiebeln, den roh geraspelten Sellerie und die Möhren an, dann löscht man mit etwas Essig ab und gibt die in feine Scheiben geschnittenen rohen Kartoffeln dazu. Aufgefüllt wird mit etwa 2 l Fleischbrühe. Die Suppe kocht man auf mittlerer Flamme fast gar, dann gibt man den Inhalt der 2 Dosen Heringsfilet in Dill dazu, läßt sie mitziehen und verbessert noch mit etwas frischem gehacktem Dill, Salz und Pfeffer.

Rügener Fischerpfanne mit Roten Beeten

10 Portionen Bratkartoffeln
3 Dosen Heringsfilet in Senf
2 Str. Petersilie oder Schnittlauch
15 Eier
250 g Zwiebeln
50 g Öl
10 Portionen Rote Beete
Garnierung

Zubereitung:
Die in Scheiben geschnittenen Zwiebeln werden in Öl goldgelb angeschwitzt, dazu gibt man die gut gerösteten Bratkartoffeln und dann den Inhalt der drei Dosen Heringsfilet in Senf und läßt dieses zusammen mit den Kartoffeln kurze Zeit anschwitzen. Die verquirlten Eier werden über die Kartoffeln gegeben, stocken lassen; alles zusammen formt man zu einem Omelett, ähnlich wie Bauernomelett. Die gehackte Petersilie bzw. den Schnittlauch gibt man in die verquirlte Eiermasse. Extra dazu Rote Beete bzw. Kopf- oder Selleriesalat, eventuell auch eine Scheibe Vollkornbrot.

Fotos F. Buschmann
Text G. Fischer
Rezepte K. Drummer